

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seiten
Neue Ethik. Von Karl Dentzsch	149
Volkslied. Von Frigge Brodberff	154
Edelsü und Böhchö. Von August Strindberg	155
Rite und neue Musik. Von Bernard Shaw	169
Lievelle. Von Gemill Hoffmann	175
Daubensargen. Von Thomas Aheils	175

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3 a.

1907.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 675 Direktion.

„ 7913 Kasse u. Effektenabteilung.

„ 7914

„ 7915 Kuxenabteilung.

„ 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: **Ulricus.**

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte

9-1 und 3-5 Uhr.

Circus Busch

am Bahnhof Börse

Täglich Abends 7½ Uhr.

Auf der Hallig

Original Manege-Schaustück des Circus Busch.

Besonders hervorzuheben:

Mons. Gus. Harris

Kanonen-König.

Riesen-Illusions-Akt unter Wasser.

Geschw. Amato

Leiter-Akrobat.

RUDOLF DRESSEL

Unter den Linden 50

Dejeuners, Diners, Soupers

Tafelmusik bis 1 Uhr nachts

Fernsprecher: Amt I, 101

Weingrosshandlung, Stadtküche

Salons à part Anton Peterhans

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Loeschwitz. Prosp. fr.

Diatel. Kuren nach Schroth.

Eheschliessung in England!

Prospekte gratis, Auslandsportfolio

Bruck & Co., 90, Queenstr., London, E. C.

ZÜST

29/50 HP

Der Tourenwagen



Berlin, den 2. November 1907.

Neue Ethik.

Essen, Trinken und Kochen sind heute Künste, die auf der Grundlage wissenschaftlicher Erkenntniß ausgeübt werden. Doch hat sich die Menschheit auch in den vorhergehenden Jahrtausenden recht leidlich ernährt, wo ihr nur die angewachsenen Chemiker: Nase, Zunge und Gaumen, zur Verfügung standen und die Sanitätärzte Hunger, Durst, Sättigung, Wohlbefinden, Kagenjammer und Leibweh sich abwechselnd, jeder zur rechten Zeit, ganz ungerufen einstellen. Nicht Diätfehler, obgleich es natürlich an solchen nicht fehlte, haben die Seuchen verschuldet, die früher die Völker dezimirten. Der Diät gereicht die moderne Wissenschaft nicht immer zum Vortheil, weil die wissenschaftlichen Autoritäten einander widersprechen (die eine ist vegetarisch, die andere rechnet den Menschen zu den Omnivoren, die eine verdammt den Alkohol unbedingt, die andere empfiehlt seinen mäßigen Genuß) und so den Rath Suchenden verwirren. Wie mit der Gesundheit des Leibes, so weit sie von der Diät abhängt, verhält es sich mit der Gesundheit der Seele, die bald Moral, bald Ethos, bald Sittlichkeit, bald Tugend, bald Heiligkeit und Gerechtigkeit genannt wird. Die Menschen haben immer ungefähr gewußt, wie sie sich in den Dingen, die unter diesen Bezeichnungen zusammengefaßt werden, zu verhalten haben, und sind durch die wissenschaftliche Untersuchung dieser Dinge vorläufig mehr verwirrt als aufgeklärt und ihrer Sache gewiß geworden; denn die Moralsysteme widersprechen einander noch mehr als die der Nahrungsmittelchemie und der Ernährungsphysiologie. Eine gewisse Grenze giebt es ja freilich, über die hinaus auf beiden Gebieten aller Widerspruch und Zweifel aufhört. Wenn die Gattin dem Gatten Rattengift in die Suppe schüttet, so behauptet kein Gelehrter und kein Ungelehrter, Das sei dem Manne gesund und die Frau habe moralisch gehandelt. Aber innerhalb dieser ziemlich weiten Grenze gehen besonders in der Moral die Meinungen so auseinander und stiften solche Verwirrung, daß sich der schlechte Mann mitunter veranlaßt sieht, dem Prediger

einer neuen Moral zu sagen: Ich kann Dich nicht widerlegen, aber meine Vernunft, mein gesunder Menschenverstand sagt mir, daß Du Unrecht hast; ich bleibe bei meiner alten Moral.

Meine Vernunft sagt mir? So wäre also das Moralische das Vernünftige? Professor Dr. Eduard Westermarck, der meist in englischer Sprache schreibende Finländer, der die berühmte „Geschichte der Ehe“ verfaßt hat, scheint anderer Meinung zu sein in seinem neuesten großen Werke „Ursprung und Entwicklung der Moralbegriffe“, dessen erster Band soeben in deutscher Uebersetzung (bei Dr. Werner Klinckschield in Leipzig) erschienen ist. Er gründet die Moral auf das Gefühl und leugnet, daß sie in der Vernunft wurzle. Moralbegriffe entstehen dadurch, daß gewisse Handlungen und Charaktere in dem Beschauer ein Lustgefühl, gewisse andere Handlungen ein Unlustgefühl hervorrufen und daß wir diese Gefühle in der Form von Billigung und Mißbilligung kundgeben. Westermarck ist augenscheinlich von Adam Smiths Theorie der sittlichen Gefühle beeinflusst und Herbart seelisch verwandt; wie Herbart stellt auch er die Ethik neben die Aesthetik und faßt die sittlichen Urtheile als Geschmacksurtheile auf. Doch kennt er nur zwei sittliche Ideen, oder vielmehr, in seiner Redeweise zu bleiben, Gefühle (die beiden Vergeltungsgefühle: Rache, die zur Gerechtigkeit, Dankbarkeit, die zur Liebe hinüberleitet) während Herbart deren fünf kennt. (In dieser Mehrheit der sittlichen Ideen ist schon vor jedem Einfluß von Sitte, Mode, Erziehung, philosophischen Theorien die Verschiedenheit der Moralen begründet. Es giebt eben nicht eine Moral, sondern je nach dem Vorherrschenden der einen oder der anderen sittlichen Idee und ihrer verschiedenen Mischungen mehrere, also zahllose; die jedoch alle von der Grenze umschlossen werden, die ich vorhin mit der vergifteten Mehlsuppe angedeutet habe.) In beiden Punkten bin ich mit Westermarck einverstanden, halte aber trotzdem daran fest, daß das Sittliche des Vernünftigen ist. Unter Vernunft verstehe ich nämlich den höheren Instinkt, den mit gesundem und unverfälschtem, unverkünsteltem Lebensgefühl verbundenen Intellekt. So hat es wohl auch Kant gemeint; und von seinem kategorischen Imperativ der praktischen Vernunft ist die scholastische Definition: das Gewissen ist dictamen practicum rationis, nur durch eine kleine Abweichung der Form verschieden, indem Kant das Objektivum praktisch mit Vernunft verbindet, während es der katbolische Theologe auf dictamen, Gebot, bezieht. Den Zusammenhang der sittlichen wie der ästhetischen Werthurtheile mit der Vernunft erkennt man, wenn man Herbarts Entdeckung beobachtet, daß sich Beide auf rationelle Verhältnisse beziehen. Der Wohlklang beruht auf dem arithmetischen Verhältniß der Schwingungszahlen zusammen oder unmittelbar nacheinander klingender Töne, das Wohlgefallen an einer regelmässigen Figur auf dem Größtenverhältniß der Seiten und Winkel zu einander, ihrer Gleichheit, und einen Tagelohn nennen wir gerecht, wenn er im richtigen Verhältniß zur Leistung steht.

In einem heiß umstrittenen Punkt rechtfertigt Westermarck die katholische Moral, ohne sie zu nennen. Er polemisiert gegen die Rigoristen, die alle sittlichen Handlungen für bloße Erfüllung der verdammtten Pflicht und Schuldigkeit erklären, der keinerlei Verdienst zukomme. Einen Mann, der weder mordet noch stiehlt, also zwei sittliche Pflichten erfüllt, loben wir nicht; ihm erkennen wir kein Verdienst zu; dagegen loben wir Den, der sich mit seiner Sittlichkeit über den Durchschnitt erhebt (durch heroische Handlungen oder freiwillige Entbehrungen). „Ich kann nicht einsehen, wie das moralische Bewusstsein der Vorstellung zu entzihen vermag, daß es Handlungen giebt, die Lob und Lohn verdienen, die gelobt oder belohnt zu werden beanspruchen dürfen. Die Verneinung des Verdienstes kann von einem rein theologischen Standpunkt aus vertheidigt werden, doch dann nur in Beziehung auf des Menschen Verhältniß zu Gott.“ Auch Das scheint mir schon zu viel gesagt, wenn gemeint ist, Gott selbst müsse die Sache so ansehen. Für den Menschen ist es sehr heilsam, wenn er überzeugt ist: „Ich bin nur ein unnützer Knecht; was ich schuldig war, habe ich zur Noth gethan.“ Gott aber wäre schlechter als ein gerechter Mensch, wenn er Verdienst nicht anerkannte; es giebt demnach Verdienst, auch vor Gott. Westermarck hegt nicht etwa Vorliebe für den Katholizismus oder auch nur fürs Christenthum, sondern beurtheilt den Einfluß Weider auf die Moral ziemlich ungünstig. Hier und da geht er zu weit darin; so, wenn er dem sehr verbreiteten Vorurtheil beipflichtet, daß Christenthum habe den Bettel gezüchtet. Das trifft beim mittelalterlichen Christenthum einigermaßen zu, aber nicht bei dem der ersten drei Jahrhunderte, das, die Traditionen der Synagoge fortsetzend, eine höchst rationelle Armenpflege ausbildete, die von der Reformation wiederbelebt worden ist und in der heutigen Kommunalarmenpflege zum dritten Mal auflebt. Während es in der römischen Kaiserzeit sonst überall von Bettlern wimmelte, haben sich sowohl die Juden wie die Christengemeinden, und zwar den Grundsätzen ihrer Religion gemäß und mit deren Hilfe, von diesem Uebel befreit. Die Literaturnachweise Westermarcks befanden eine staunenswerthe Gelehrsamkeit und Belesenheit, um so staunenswerther, da er einen bedeutenden Theil seines Lebens auf Reisen zur Erforschung der Sitten exotischer Völker verwannt hat. Aber kein Mensch kann Alles lesen; und so begründet es keinen Vorwurf, wenn man erwähnt, daß er Dies oder Jenes übersehen hat. Auch in dem Kapitel über die Sklaverei wäre Einiges zu berichtigen und zu ergänzen. So fehlt die Erwähnung der merkwürdigen Thatsache, daß die Hörigkeit im Lauf des Mittelalters beinahe völlig überwunden, nach Einführung des römischen Rechtes aber, ungefähr von 1500 an, wieder hergestellt wurde, und zwar im nordöstlichen Deutschland, namentlich in den Adelsrepubliken Mecklenburg, Vorpommern, Holstein und Baltenland, in einer an antike Sklaverei grenzenden Form. Daß die christ-

liche Sklaverei der letzten Jahrhunderte bei den Angelsachsen Nordamerikas härter war als in den spanischen Kolonien, wird gebührend hervorgehoben und von der Basis interessanter Gesetzeschriften aus beleuchtet. Wichtig wird auch bemerkt, daß der Unterschied zum Theil (nicht allein) aus der starken Rassenabneigung der Angelsachsen gegen die Farbigen herrührt, von der die Romanen frei sind. In Beziehung auf den Krieg thut Westermarck der Kirche nicht Unrecht, wenn er sie beschuldigt, ihn eher begünstigt als bekämpft zu haben; er hofft, wenn sich einmal die jetzige Hochfluth des Nationalismus verlaufen habe, würden die Einwände gegen das Schiedsgerichtsverfahren als eben so hinfällig erkannt werden wie einst die gegen Abschaffung der Blutrache und der Privatfehde.

Ob die Anhänger der biologischen Ableitung der Moralbegriffe mit Westermarck zufrieden zu sein Grund haben, wird sich im zweiten Theil deutlicher zeigen. Vorläufig scheint er dem Idealismus näher zu stehen als ihnen und die moralischen Werthurtheile, die Eigenschaft, von menschlichen Handlungen und Charakteren angenehm oder unangenehm affizirt zu werden, auf eine nicht weiter erklärbare ursprüngliche Einrichtung der Menschennatur zurückzuführen, die sich von angeborenen Ideen nicht wesentlich unterscheidet. Unter dieser Voraussetzung besteht die Entwicklung nur in der Entfaltung dieser Anlage; sie selbst wird nicht entwickelt. Westermarck polemisirt öfter gegen Herbert Spencer und bestreitet, daß das Sittliche mit dem Nützlichen oder dem gut Angepaßten zusammenfalle, obwohl er selbstverständlich anerkennt, daß die den beiden Gebieten angehörenden Lebensäußerungen vielfach mit einander verflochten sind. So schreibt er: „Es erscheint nicht glaublich, daß die Verhängung von Strafe ausschließlich von Erwägungen sozialer Nützlichkeit bestimmt wird oder je sein wird; nicht einmal innerhalb der Grenzen, die das sittliche Gefühl billigt. Der Wunsch nach Vergeltung ist so stark und erscheint so natürlich, daß wir ihm durchaus gehorchen müssen und dieses Gehorchen auch nicht ernstlich tadeln können.“ So stark, ergänzen wir, daß so mancher Verbrecher sich selbst denunzirt und um seine Strafe, ja, um seine Hinrichtung bittet. Das ist der Punkt, von dem Nießches Opposition gegen die Moral ausging; weil er nichts in der Welt als gut und berechtigt anerkannte außer der unbedingten Lebensbejahung und die Existenz eines anderen als des leiblichen oder an den Leib gebundenen Lebens nicht zugab, mußte er Empfindungen verweisen, die unter Umständen den Menschen zwingen, sein eigenes leibliches Leben zu opfern.

Die einzelnen moralischen Gefühle und ihre Bethätigung in Sitten, Gesetzen und Einrichtungen werden an zahllosen Thatfachen dargestellt, die der Kultur- und Sittengeschichte aller Völker und Zeiten entnommen sind. Solche Darstellungen leiden alle an dem Uebelstande, daß sich der Autor für die unbedingte Zuverlässigkeit der Angaben seiner Gewährsmänner nicht zu verbürgen vermag. Das gilt besonders von den ethnologischen Angaben. Man bedenke

nur, was dazu gehört, einen einzelnen Menschen (und nun gar ein ganzes Volk) richtig zu beurtheilen, und frage sich, ob die paar Eindrücke, die ein Reisender bei vier- oder achtwöchigem Aufenthalt empfängt, dafür hinreichen. Westermarck wird durch seinen eigenen mehrjährigen Aufenthalt in Marokko in den Stand gesetzt, manche fehlerhafte Anschauungen zu berichtigen. So sagt er, der Reisende dürfe die überschwängliche Höflichkeit und Dienstwilligkeit, mit der Araber den Fremdling aufnehmen, nicht für einen Ausfluß reinen Wohlwollens halten; sie habe den Zweck, den Ankömmling zu kaptiviren, damit er nicht durch den bösen Blick Unheil anrichte; beim Abschied verhalte sich der Gastgeber kühl. Also Westermarck ist ein ziemlich zuverlässiger Führer. Aber natürlich bleibt noch genug des Zweifelhaften, nicht hinlänglich Beglaubigten übrig. Und in diesem Werk, wo ja nicht nur kulturhistorisches Anekdotenmaterial gehäuft, sondern eine Theorie bewiesen werden soll, hat die verwirrende Fülle noch einen anderen Uebelstand zur Folge: die Theorie tritt nicht deutlich hervor, sondern wird von der Fülle verschüttet. In welcher Weise wirken wirthschaftliche Verhältnisse auf die moralischen Vorstellungen und auf die Gesetze ein? Die Frage wird mehrfach, besonders bei der Sklaverei, erörtert, aber es kommt zu keiner klaren, zusammenfassenden Antwort. Und wie wirkt der Kulturfortschritt auf die Sittlichkeit? Nicht immer und unbedingt förderlich; diese Antwort bekommen wir. Bei niedrig stehenden Völkern findet man viel rührende Gutherzigkeit, bei hochcivilisirten entsetzliche Grausamkeit. In Europa hat sich die Grausamkeit der Strafjustiz gerade in der Zeit der zunehmenden Aufklärung und Bildung gesteigert. „Gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts kannte das englische Gesetz nur sieben Verbrechen, die es mit dem Tode bestrafte: Verrath, Mord, Brandstiftung, Nothzucht, Raub, Einbruch und großen Diebstahl.“ Die Zahl stieg bis zum achtzehnten Jahrhundert auf 207, so daß, als 1837 die Todesstrafe für 200 Verbrechen abgeschafft wurde, noch so viele übrig blieben wie im dreizehnten Jahrhundert. Mit dem Tode bestraft wurden: Taschendiebstahl bis 1808, Viehdiebstahl, Diebstahl aus einem Wohnhaus und Falschmünzerei bis 1832, Urkundendiebstahl und Kirchenraub bis 1835, Nothzucht bis 1841, gewaltsamer Raub, Brandstiftung und Sodomiterei bis 1861. Und dabei war in den letzten Jahrhunderten die Vollstreckung der Todesstrafe immer roher und grausamer geworden. So lange die Menschen instinktiv handeln, fügen sie einander ohne Noth kein Leid zu und in einfachen Verhältnissen gerathen sie, bei ausreichender Nahrung, nicht oft in Interessenkonflikte. Diese mehren sich mit der Civilisation; die Uebung im Denken aber, die diese mit sich bringt, verführt, wie es scheint, zunächst dazu, sich mit der erlangten Virtuosität in allerlei Verschrobenheiten zu tummeln: in Trugschlüssen Spitzfindigkeiten und in der Beschönigung aller schlechten Leidenschaften.

Ein Wenig besser würd' er leben,
 Gätt'st Du ihm nicht den Schein des Himmelslichts gegeben;
 Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
 Nur thierischer als jedes Thier zu sein.

Mephisto verleumdet die Vernunft; aber auf den Verstand paßt, was er sagt. Die Logik, das Schlußvermögen, wird besonders von Theologen, Philosophen und Juristen dazu benutzt, „ganz folgerichtig“ das Berrückteste und Abscheulichste zu beweisen. Nicht aus bösem Willen, sondern, wie gesagt, aus Freude an der Macht der Logik und manchmal um eines eingebildeten guten Zweckes willen. Das wäre also im Einzelnen nachzuweisen, zugleich aber, wie die von Buckle hervorgehobene Wirksamkeit der Aufklärung diesem unheilvollen Fortschritt der Denkhätigkeit heilend entgegentritt. Buckle behauptet bekanntlich, die Sittlichkeit sei vom Ursprung bis heute wesentlich immer die selbe geblieben, nur die Aeußerungen der sittlichen Gefühle würden in dem Grade vernünftiger und besser, wie der Fortschritt der Erkenntniß die Unwissenheit und den Aberglauben überwinde. Es gehört in diesen Zusammenhang, daß Westermarck die Behandlung des Weibes als Maßstab der Kulturhöhe nicht gelten läßt. Das Weib ist bei vielen Naturvölkern (und gerade bei manchen sehr tief stehenden) durchaus nicht rechtslos und Pantoffelhelden giebt es selbst bei den Wilden, die gar keine Pantoffeln haben, „bis in die australische Wüste hinein.“

Also: es wäre besser, wir bekämen weniger Stoff, dafür aber mehr durchsichtige Gliederung und anschauliche Verwerthung des Thatfachenmaterials für den Aufbau des Systems. Aber vielleicht will Westermarck sie im zweiten Theil nachholen.

Reiße.

Karl Zentisch.



Volkslied.

Alles wie ein Hauch,
 so silbern frisch und fein;
 und die Dorflocken
 läuten den Abend ein.

Zarte Gestalten
 umtanzen den Rain,
 „Jungfräulein fein,
 mit Deinen Wolkenlocken!“

Frankfurt a. M.

So dumm, ach, so dumm
 liegt ein Bub auf den Knien
 Und Beide umblühen
 lachende Blumenlocken.

„Sollst kein Kindel kriegen,
 Jungfräulein fein,
 laß mich nur einmal liegen
 in Deinem Bettelein!“
 Wie lachen die Blüthenglocken . . .

frigga Broddorff.



Adelsö und Björkö.

Als Karl der Große in Aachen saß, regierte ein König Erich zu Birka im Mälarsee. Er war König von Upsala, aber er liebte nicht die hohen Säle, weil ein Stand von Opferpriestern sich ausgebildet hatte, der eine große Macht über das Volk besaß. Nicht einmal bei den jährlichen Opfern besuchte er die Residenz am Fyrisfluß; denn er hatte aufgehört, an die Götter zu glauben. Als Jemand fragte, woran er glaube, antwortete er: An das Glück und an die Kraft. Er hatte seine ganze Jugend und sein Mannesalter hindurch Erfolg gehabt; dem Alternden nahte der Kummer. Auch des Volkes Furcht vor den Göttern war gewichen; Gesetz und Recht wurden verlehrt; Eide geschworen und gebrochen; die Lüge war aufs Faustrecht gefolgt: statt sich zu schlagen, log und verleumdete man.

In Birka auf Björkö im Mälarsee herrschten nur Betrügereien, Zank und Streit, Haß und Reid. Und auf Adelsö, gegenüber, war es eben so. Aber zwischen den Björköern und den Adelsöern herrschte auch ein Haß, der von den Vätern ererbt war; und nie hatten eines Stammes Söhne die Töchter des anderen geheirathet, sondern Frauen aus den eigenen Familien genommen. Immer fanden sie Ursache zum Groll und die Söhne erbten Rachedurst von den Vätern. In Björkö war die Kaufstadt: darum waren die Adelsöer gleichsam abhängig von den Björköern; aber auf Adelsö wuchs das Brod, wurde das Vieh geboren: von dort mußten die Björköer also ihr Essen holen. Aber der Haß war so groß, daß sie lieber von den Nachbarn auf Runsó und Heró eintauschen und ihre Handelswaaren von Sigtuna und Agnesstrand kaufen mochten als von einander.

Der größte Kaufmann in Birka war Ragvald Strame; und der gewaltigste Großbauer auf Adelsö war Lorkil Swarte. Diese hatten sich mit zwei Schwestern aus Runsó verheirathet. Sie hatten von väterlicher Seite Haß geerbt, denn Ragvalds Vater hatte Lorkils erschlagen; aber Lorkils Großvater hatte Blutrache an Ragvalds geübt. Einander im alltäglichen Leben zu töten, war außer Brauch gekommen; aber es gab neue Arten, sich zu rächen.

Lorkil, der Bauer, hatte einen Sohn, Ofe, der als Wiking im Frühling und im Herbst hinausfuhr; er war ganz einfach ein Seeräuber, der die Fahrzeuge der Kaufleute plünderte; und besonders hatte er ein Auge auf Ragvalds Schiffe, wenn sie mit Waaren aus der Fremde kamen. Aber er trieb seine Seeräuberei unter dem Vorwand, die Mälarserer gegen Eshen und schlechtes Volk von Osten zu schützen. Da er Steuer an den König bezahlte, ließ Der ihn gewähren. Der König hatte überhaupt nichts gegen Bürgerzwist. Dann ließ man ihn in Ruhe.

Eines Tages, im Frühling, war dem König in den Sinn gekommen, die beiden Feinde an den Hof zu laden. Die Ehre war groß und Keiner wagte, abzusagen. Lorkil kam. Ein Reder, fein gekleidet und mit einem Gefolge in Waffen; denn er war Hauptmann der königlichen Leibwache. Er brachte seine Frau mit. An ihr war nicht viel zu sehen. Auch Ragvald fand sich ein. Klein, mager, erfroren, jedoch ins theuerste Pelzwerk gekleidet; seine Frau aber war die schönste von allen Frauen. Der König, der im Grunde ein boshafter Mann war, hatte die Schwäger einander gegenüber gesetzt. Sie hatten sich aus Höflichkeit begrüßt, aber nicht die Hand gereicht. Stunden lang saßen sie einander gegenüber und sprächten Feuer, aber sagten nichts. Die Schwestern zitterten und sagten auch nichts. Nach der Mahlzeit aber wurde

Wein vorgefetzt, der mit starken Gewürzen gekocht war. Der löste die Zunge ein Wenig. Und Lorkil trank seiner Schwägerin zu. Ragwald ließ es geschehen, hielt sich aber still.

Nun begann Lorkil, mit der schönen Jнга, die ihm zu gefallen schien, zu sprechen. Das munterte ihn so auf, daß er mehr trank, als er sollte; doch nicht, bis er trunken war. Jнга war anfangs frostig; allmählich aber thautte sie auf und das Gespräch ging von selbst. Da hielt Ragwald die Zeit für gekommen, brach das Schweigen und schloß herab auf seine Schwägerin. Er sprach zuerst von Wind und Wetter, fragte dann nach den Kindern und schließlich nach ihrem eigenen. Er sprach verständig und höflich, wie sie es haben wollte, während die Schwester mit Lorkil plauderte und sich neckte; denn er war ein lustiger Mann. Immer mehr Wein wurde aufgetragen und Ragna schien Ragwald gern zu haben; sie hatte ihn ja auch früher gekannt, ihn aber viele Jahre nicht getroffen.

Lorkil, der in Weinlaune gekommen war, brach das Schweigen. „Wollen wir die Frauen tauschen?“ fragte er scherzend den Schwager.

„Wer verliert bei dem Tausch?“ antwortete Ragwald.

„Tauscht man mit Dir, so verliert man immer“, neckte Lorkil.

„Du brauchst ja nicht!“

„Deine letzten Häute waren nicht aus Jungfernleder.“

„Das kann man ja auch nicht verlangen, wenn man Würmer in den Erbsen giebt.“

Alle Hier lachten. Aber es war kein gutes Lachen. Und dann begannen sie, über Kreuz zu reden, Schwager und Schwägerin. Nun aber wurde leise gesprochen, den Mund nah am Ohr des Anderen, die Blicke nach den Seiten gerichtet, als wollten sie nachsehen, ob die Worte vom Nachbar gehört würden.

Lorkil trank ohne Maß, vergaß die Klugheit und beugte sich flüsternd zu Schön Jнга.

Da fing Ragna Feuer und sie sagte laut zu Ragwald: „Sieh doch Die da!“

Lorkil hatte jetzt Jngas Hand genommen.

„Ragwald, mein Schwager“, fing Ragna wieder an, „hilfst Du mir, wenn ich in Noth komme?“

„Darauf kannst Du Dich verlassen! Bist Du im Unglück?“

„Er schlägt mich.“

„Das soll er büßen. Du hast ein kleines Kind, außer dem Seeräuber Ote, der meine Schiffe nimmt?“

„Ich habe ein kleines Mädchen.“

„Komm das nächste Mal zu mir!“

Nun wurde Lorkil unruhig und intim. „Was schnadst Ihr?“ fragte er.

„Das Selbe wie Ihr!“

„Bist Du böse auf mich?“ fragte Lorkil.

„Nein“, antwortete Ragwald.

Jetzt begann der Tanz. Lorkil fing mit Jнга an. „Ein schönes Paar“, sagten Alle. Aber Ragwald und Ragna blieben sitzen.

„Vor Kurzem hast Du Deine Frau verloren“, sagte Ragna.

„Verloren, was man nie befeßen?“

„Jнга wird übel enden. Aber höre mal, Schwager: Du verlässest Dich doch nicht auf Lorkils Freundschaft?“

„Ich? Ich bin doch nicht kindisch!“

„Er ist am Schlimmsten, wenn er freundlich ist.“

„Ich kenne ihn ja!“

Der König brach auf, um zu Bett zu gehen; hatte die Tanzenden und sich gestreut, wie immer, wenn er etwas Böses sah, das er nicht selber gebrauchte. Und dann mußte man sich trennen.

„Sehen wir uns wieder?“ fragte Lorkil.

„Das verspreche ich!“ antwortete Ragnvald.

Und sie fuhren ab.

Ragnvald wußte, was ihm bevorstand; denn mit einem Mann wie konnte er sich nicht messen. Der war Bauer nur als Großgrundbesitzer, sonst er Kriegsmann und Hofmann, auch Richter. Und der Kaufmann war bei ihm. Darum verschloß Ragnvald jetzt den Schmutz seiner Frau, der zur Wittigst und auch andere Kostbarkeiten. In ihm brannte und kochte es; er wollte die Schande vermeiden und stellte sich deshalb ahnungslos.

„Wann wirst Du gehen?“ fragte er Inga eines Tages, als er fand, auf sich warten lassen.

Sie antwortete nicht, war aber bestürzt, daß der Mann ihre Gedanken die noch nicht reif waren.

Eines Morgens, zur Wittsommerzeit, war Inga fort.

„Jetzt wird Krieg!“ sagte Ragnvald. Aber er war ein kluger Mann und wartete den Sommer über, bis die dunklen Nächte wiederkamen. Während er wartete, unterhielt er sich mit Kriegsplänen und Herausforderungen.

Björkö ist von Abelsö durch den schmalen Sund Rogghamn getrennt. Ragnvald besaß den Virstrand und Lorkils Hof lag gegenüber auf der anderen Seite. Man kann hinüber sehen, aber nicht hören, wenn der Wind weht. Hier verfaßte Ragnvald alle Verwandte und Freunde und sie hielten abends geheimen Rath.

„Laß' ihn vor den Thing!“ sagte ein älterer Mann.

„Ihn? Nein, er hat zwölf falsche Zeugen und läßt sich frei. Wir vertreiben ihn in seinem Haus.“

„Das können wir nicht. Wir sind zu Wenige.“

„Geß zum König!“

„Der laßt nur und sagt: Nimm sie zurück.“

„Maube seine Frau!“

„Sie kommt von selbst, wenn die Zeit erfüllt ist.“

„Ja, dann müssen wir etwas Anderes finden.“

Darüber beriethen sie nun.

Der König hatte sich nach Sigtuna begeben und die Nächte waren dunkel. Lorkil Svarte hatte im ungehörten Besiß der schönen Inga geschwelgt; er hatte sich jedoch nicht aufgehört, sich in Vertheidigungszustand zu setzen. Eines Tages schien das Unglück über ihn zu kommen. Seine Getreidescheune brannte ab und zwanzigtausend waren in seinen Defen durch Ueberhize zerstört. Niemand wußte, wer der Schuldige war. Dann aber kam Schlag auf Schlag. Alle Boote waren angezündet, die Kühe und die größten Schleppe vernichtet. Doch er wagte nicht, zu klagen. Er würde ja doch nicht helfen. Er hatte Magna in Verdacht und schloß sie ein.

aber wurde es schlimmer als vorher. Sein Wald brannte ab und seine Saat. Und eines Tages war seine kleine Tochter verschwunden. Da wurde er wild. Zuerst fandte er Schiedsrichter hinüber, die Hagvalds Haus durchsuchten; aber dort war das Kind nicht.

Die Abelsöder versammelten sich und hielten schlimmen Rath. „Wenn es kein Recht im Lande giebt, so holen wirs uns“: Das war der Schluß.

Und nun hatten die Björksöder keine Zeit mehr, nachts zu schlafen. Aber das Dorf fing doch Feuer. Und es begann in Hagvalds Waarenlager. Ein Lügengerücht ging von Abelsö aus, Hagvald habe das Feuer selber angelegt. Der Räuber Ofe hatte sich wieder gezeigt und den Birkebemohnern Schiffe genommen. Auch waren Esthländer unten bei Agnesstrand zu spähen; und bald darauf im Mälar. Inzwischen verwütheten die Menschen; keiner glaubte dem andern und die Inseln ringsum, Selad, Riddö, Runsd, Öferö, betheiligten sich an den Kämpfen.

Da kam Ragna eines Tages hinüber zu Hagvald. „Du bin ich!“ sagte sie. „Warum nicht früher?“

„Ich wollte erst seinen Untergang sehen. Jetzt hat er sein Theil bekommen! Jнга hat ihn satt und nimmt einen neuen.“

„Wo ist das Kind?“

„Auf Öferö!“

„Laß es hierher holen; dann beginnen wir an einem anderen Ende.“

Torkil hatte keine guten Tage, seit Jнга nach Selad gegangen war. Aber seine Sehnsucht richtete sich auf die Tochter, die er überall gesucht hatte. Er trauerte und vernachlässigte, was er zu besorgen hatte, so daß es mit dem Reichthum zu Ende ging. Die Lust an der Arbeit schwand und alle Kraft ging in Haß auf. Er wanderte umher und grübelte. Kam eines Abends an den Strand hinunter; stand im Schatten der Erlen von Abelsö und sah die Sonne über Björkö leuchten. Auf der Landungsbrücke gingen drei Menschen auf und ab: ein Mann, eine Frau und ein Kind. Sie sahen glücklich aus; der Mann führte das Kind, das ein Mädchen war, und sie waren in Sonnenschein gehüllt, der ihre Kleider vergoldete, und die Gesichter leuchteten in Abendfrieden. Torkil stand lange da und sah sie an; dann wurde ihm plötzlich klar, wer sie waren. Er erkannte zuerst seine Tochter an ihren kleinen, trippelnden Schritten; da wußte er: drüben ist seine Frau und sein Schwager.

Außer sich vor Wuth, stieg er auf einen Stein, begann, einen Schauer von Scheltworten auszuschnitten, erhob die Hände gen Himmel, schrie vor Haß und Kummer. Hagvald konnte die Rede nicht über den Sund hin hören, verstand aber; und da er dem Feind nicht den Rücken zu zeigen wagte, stieg auch er auf einen Fels und sagte Zauberworte her, böse, schwarze Worte, die dunkle Mächte zu seiner Hilfe beschworen. Seine Worte wurden vom Wind hinüber zum Schwager geführt, der sie gleich einem Duzend Pfeile in den Leib bekam.

Ragnar und das Kind flohen; aber die beiden Schwäger blieben stehen, bis es dunkel wurde; sie schalteten durch die Finsterniß hinüber, herüber. Und als der Wind sich gelegt hatte, hörte Jeder des Andern Worte. So standen sie, bis der Schaum ihnen um den Mund floß; Torkil wurde zuerst müde, fiel zu Boden und schlug mit dem Kopf gegen einen Stein. Die Verletzung war aber ungefährlich.

Das Glück verließ Beide. Was sie anrührten, war verflucht; die Arbeit brachte keine Frucht, das Essen schmeckte nicht, der Schlaf floß sie und die Armuth kam über sie, schnell und sicher.

Ragbald hatte einen alten Vater, den er versorgte; bisher hatten sie am selben Strang gezogen, da der Alte ergeben und zufrieden war. Jetzt, mit der Keimung, kam Unfriede ins Haus. Der Alte konnte nicht leiden, daß Ragbald Weib und Kind eines Anderen bei sich hatte; er schwieg zuerst, eines Tages aber sprach er. Es war bei Tisch; Ragna nahm vor dem Alten und theilte an ihre kleine Tochter Brot aus. Das verlegte den Alten und er sagte: „Bin ich nicht der Nächste für Dein Brot, Ragbald?“

„Du bist der Nächste, vonhinnenzugehen.“

„Weinst Du?“

„Ein Mann, der sein Leben gelebt hat, verdient sein Essen nicht mehr!“

„So sprachen unsere Väter nicht, denn die Götter schirmten Jung und Alt; jetzt sind andere Zeiten. Weh und Psui über Euch!“ Der Alte ging hinaus.

„Er stürzt sich ins Wasser!“ sagte Ragna.

„Mag er! Ich kann ihn nicht ernähren.“

Der Alte ging langsam, aber festen Schrittes den Berg hinauf, wo der Abhang war; Ragbald aber stieg ihm nach. Denn es wäre kein für die Familie ehrenvoller Tod gewesen.

Als sie oben angekommen waren, stellte sich der Vater dicht an den Rand und sah den Felsen hinunter, der von den Vorgängern her blutig war. Aber er konnte den Sprung nicht ausführen; legte die Hände vor die Augen und jammerte wie ein Kind. „Stoß mich!“ sagte er.

„Nein, Du mußt es selbst thun, Hasenherz.“

„Schiffst Du mich, Glender?“

„Du hättest nicht, Glender“ sagen sollen; dann wärest Du am Leben geblieben!“ Und Ragbald stieß den Vater hinunter. Es war ein jammervoller Anblick; und der Sohn stieg sofort auf einem Umweg hinab, um die Leiche zu finden. Aber der Vater war nicht tot. Da erbarmte der Sohn sich seines Leidens und schlug ihn mit einem Stein auf den Kopf. Dann begrub er die Leiche unter Heilig, damit die wilden Thiere sie nicht zerrissen. „Hätte ich nicht an Torkil gedacht, so wäre es nicht geschehen“, sagte Ragbald zu sich selbst.

Der Feind war eben in ihm; erfüllte ihn ganz. Als er, so hatte er Torkil unter den Jähnen; hieb er Holz, so wars Torkil, den er mit der Axt schlug; reinigte er Fische, so schnitt er Torkils Herz aus und sah, wie es auf dem Brett sprang. Aber jeden Abend bei Sonnenuntergang trafen er und Torkil am Sund zusammen. Dort hatten sie Schandspähle gegen einander errichtet und dort schalteten sie einander. Standen, schimpften und schleuderten tödliche Runen hin und her, bis sie in Schweiß geriethen, wie Pferde, wenn der Ais sie reitet; das Haar verfrühte sich wie Torf und konnte nicht wieder auseinandergekämmt werden; sie hatten zu baden aufgehört und ihre Kleider zerfielen in Lumpen. Beide waren Bettler und alle Leute wichen ihnen aus.

Nun ging Ragna mit ihrem Kind nach Haus zu den Eltern auf Munsd. Und da sie verstoßen und entehrt war, begannen die Munsder Fehde.

König Erich war wieder nach Birka gekommen; aber er war jetzt alt und müde und das Glück war nicht mehr mit ihm. Beim Zulopfer zu Upsala weigerte er sich, mitzugehen. „Was nützt es, Thiere zu schlachten?“ sagte er. „Schmaus-

„Kann man zu Haus halten. Noch nie haben die Götter mir geholfen; wenn ich Glück hatte, wars mein Verdienst.“

Das Volk war ungefähr der selben Ansicht; und die Meisten blieben zu Haus. Aber die Opferpriester, die sich nun überflüssig fanden, grollten dem König. Die Götter wurden für tot gehalten und an der Stelle von fröhlichen Spendern, die für Wohlergehen, Frieden und gute Jahresernte opferten, wuchs jetzt ein Geschlecht heran, das dunkle Mächte besaß und Feinden Böses wünschte.

Der König selber wurde für einen geheimen Zauberer gehalten; er konnte, wie Odin, seinen Körper in tiefen Schlaf versenken, während der Geist auf Wanderung ging. Er verstand auch, aus weiter Ferne seine Feinde zu vernichten. Das hatte er von Finen gelernt. Man haßte ihn, fürchtete ihn aber auch.

Eines Morgens stand der Hofmeister des Königs unten auf dem Platz, wo Sklavenmarkt gehalten wurde. Am Tag vorher war Viehmarkt gewesen; die Erde war noch sehr schmutzig und die Sklaven standen in Verschlägen, einen starken Streif ums Bein, wie die Schweine. Der Hofmeister suchte einen Schuster und fand unter den jüngeren Sklaven einen Franken, der ihm gefiel, schon weil er Ausländer war. Der König langweilte sich nämlich und hörte gern etwas Neues aus der Welt draußen; darum war ihm jeder Fremdling willkommen, wie gering er auch sein mochte. Der Franke stand aufrecht, sah aber Keinen an; seine Blicke waren über die Köpfe der Menge hinweg gerichtet, seine Hände waren gefaltet und er sang leise ein unbekanntes Lied. Als der Kauf abgeschlossen war, wurde der Fremdling auf den Königshof gebracht, Bart und Haar ihm geschritten und er dann anständig gekleidet. Gegen Abend, als der König plaudern wollte, wurde der Fremdling herein-
gerufen; und da seine Sprache der alistanavischen gleich, war kein Dolmetsch nöthig.

„Du kommst weit her“, sagte der König. „Wie heißt Dein Land?“

„Rheinland, Herr.“

„Ein gutes Land; dort wachsen Trauben. Wem hast Du gedient?“

„Zuletzt dem Kaiser.“

„Dem Kaiser? Lügst Du nicht?“

„Nein, Herr. Das wage ich nicht.“

„Bist Du feig?“

„Bei uns läßt nur der Feige!“

„Wie heißt jetzt der Kaiser?“

„Er heißt Carolus Magnus, Karl der Große.“

„Ach ja; ein gewaltiger Mann! Wohnt in Romaburg.“

„Nein, Herr, er wohnt meist in Aachen, Worms, Goslar; aber er ist in Rom zum Kaiser gekrönt worden.“

„So? Wer konnte ihn denn krönen?“

„Der heilige Vater oder Papst.“

„Warte mal . . . Der Papst ist Kaiser von Rom?“

„Nein, Herr, der Vater in Rom; sein Reich ist nicht von dieser Welt.“

„Das verstehe ich nicht; die Sagen sprechen allerdings von Simle, Vidstaf, Vredablid in der anderen Welt; ist es Etwas der Art?“

„Ja, so ungefähr.“

„Und Ihr dient also den Göttern Roms?“

„Roms Götter sind tot . . .“

„Sieh! Götter können auch sterben. Das habe ich immer gesagt; und unsere sind auch tot. Roms Götter sind tot, sagst Du; wer also sind Eure?“

„Der einzige und wahre Gott, Jesus Christus, der Erlöser der Welt.“

„Von Dem habe ich sprechen hören, von dem Weißen Christ. Der ist gut. Höre mal: wie heißest Du?“

„Ich heiße Fulco oder Folke.“

„Folke, Du sollst kein Schuster sein. Du hast weiße Hände; Du lägst nicht, aber Du stiehst vielleicht?“

„Nein, Herr, Das thun nur Diebe!“

„Hier sind Alle Diebe! Das ist mit Dir so, wie man von Obin erzählt; er hatte nämlich die Gabe, so zu sprechen, daß Alle glaubten, was er sagte. Ich glaube Alles, was Du sagst! Darum sollst Du die Schatzkammer verwalten. Wenn Du mich aber betrügst, so zeichne ich den Blutabier auf Dir. Von diesem Augenblick an bist Du ein freier Mann und sollst nun jeden Abend zu mir sprechen.“

Folke blieb beim König und zählte am Tage den Schatz; aber am Abend gegen Sarazenen, Spanier, Lombarden; von Mohammed und seinen Heerschaaren, die bereits in Spanien sahen; vom Weißen Christ sprach er aber niemals ungefragt, denn er war ein kluger Mann. Dagegen ging er oft aus, unter die Leute, auf den Markt, in den nahen Hafen und in die Läden; hörte, was man sagte, antwortete, wenn er gefragt wurde, aber verschwie, was er erfuhr.

Eines Tages fragte der König: „Nun, Folke, was hältst Du von den Leuten hier?“

„Alle Menschen hassen hier ja einander.“

„Ja, was kann man dabei thun?“

„Und dann sind sie müde; sie arbeiten den ganzen Tag, das ganze Jahr hindurch, ohne Rast.“

„Wie macht Ihr im Rheinland es denn?“

„Wir arbeiten sechs Tage, aber jeden siebenten Tag halten wir Rast.“

„Dann verliert Ihr ja jeden siebenten Arbeitstag.“

„Aber wir gewinnen dennoch; ausgeruhte Menschen sehnen sich nach der Arbeit wie nach einem Fest und sind niemals müde oder böse. Meine Untertanen sind böse, Herr.“

„Dann wollen wir diese Sitte einführen; und gelingt es, so ist es gut!“

Als bald wurde verordnet, daß an jedem siebenten Tag die Arbeit ruhen solle. Sklaven und Dienende jubelten, Zugthiere und Saumthiere gediehen besser; selbst Wagen und Boote spürten die Ruhe; die Werkzeuge erholten sich und schienen länger zu halten. Die Großbauern murrtten zuerst; als sie aber am siebenten Tag ausschlafen und sich besser kleiden konnten, hatten sie einen Genuß davon. Der Sonntag wurde allerdings lang, so lang, daß sie sich nach der Arbeit als etwas Gutem sehnten. Das war die Hauptsache. Von selbst entstand die Gewohnheit, am Sonnabend zu haben; und am Sonntag besuchte man einander, sprach von alten und neuen Dingen und die Stille, die man noch nie gehört, ließ Eimen gedämpfter sprechen, mildere Worte wählen, machte Eimen verführlicher. Es war ein guter Einfall und er wurde heilvoll ausgeführt. Die Gewohnheit des Friedens und der Stille ward: zur Sabbathfeier erweitert und Niemand durfte an diesem Tag Fehde führen.

oder vor Gericht laden; Folke aber schritt umher und suchte mit guten Worten Zwiste beizulegen; dadurch verging der Tag schneller als sonst.

Die Opferpriester waren gegen den neuen Brauch und sie standen Folke nach dem Leben; sie spähten lauernd nach ihm. Er aber war untadelig, mild, nachgiebig, so daß sie ihm nichts anhaben konnten. Eines Tages sprachen der König und Folke zusammen und es war von den Göttern die Rede.

„Als ich noch Kraft hatte“, sagte König Erich, „glaubte ich an die Kraft; und als ich Glüd hatte, glaubte ich ans Glüd; jetzt aber: ich fürchte, die Priester stehen mir nach dem Leben und ich bin unschlüssig.“

„Sprechen die Sagen nicht von Einem, der über Odin stand und der Bergene genannt wurde, von Einem, dessen Namen man nicht aussprechen darf?“

„Sie thuns.“

„Er kann doch nicht tot sein.“

„Das glaube ich nicht.“

„Warum verehrt man ihn denn nicht? Er ist, den wir verehren. Er ist der Gott des Friedens; und Friede ist doch besser als Kampf.“

„Meinst Du etwa den guten Balder? Den weißen Aken?“

„Ich weiß es nicht zu sagen!“

Dabei blieben sie diesmal stehen.

Der Streit zwischen Adelsö und Björkö hatte nicht aufgehört und in Torfils und Ragvalds Herzen hatte sich der Haß zum Gebirge gehäuft.

Fulko hatte von diesen Beiden, die jetzt so heruntergekommen waren, daß sie für Irre galten, gehört. Er ging darum den Strand hinunter und hörte sie einander ausschelten. Ragvald war blind geworden, konnte das Licht nicht mehr vertragen und fand sich erst in der Dämmerung ein. Fulko lauschte; und er weinte über die alten Männer, die ihre letzten Kräfte zum Fluchen verbrauchten.

Ragvald wurde von einem Schwarm Jungen verfolgt, der Steine und Schmutz nach ihm warf; so tief war er verachtet. Als der Blinde müde geworden war und nach Haus gehen wollte, riß ihm einer der Jungen seinen Stod fort, seine einzige Stütze. Darauf lief ein anderer vor und that, als biete er ihm seine Führung an; aber der Blinde hörte, was sie sagten: „Führ' ihn auf den Misthaufen!“ Da riß er sich los, wollte selbst gehen und fiel zu Boden; erhob sich, wagte aber nicht, weiterzuschreiten. Unbeweglich stand er, als beabsichtige er, die ganze Nacht dort zu stehen.

Da trat Folke vor, nahm seinen Arm und wollte ihn führen. „Komm, Alter, gehen wir!“

Aber der Blinde schlug ihm ins Gesicht.

„Du weißt nicht, was Du thust!“ sagte Folke wieder. „Sonst schlägest Du nicht Deinen Freund.“

„Willst Du mich bestehlen?“

„Du hast nichts und ich brauche nichts.“

Der Blinde fuhr über Folkes Gesicht und witterte: „Du riechst gut, Deine Stimme ist gut: ich folge Dir.“

„Wo wohnst Du?“

„Wohnst? In Nachbars Scheune.“

„Dann sollst Du bei mir wohnen“, sagte Folke; und sie gingen zusammen.

Der Schatzmeister besaß ein kleines Haus mit einer Hinterkammer und einer Badestube. Dorthin brachte er seinen Gast; ließ ihn baden, gab ihm neue, reine Kleider und setzte ihm Essen vor. Ragbald ließ es geschmecken und schwieg; in tiefem Staunen. Er wußte nicht, wohin er gekommen war; schließlich stieg ein Verdacht in ihm auf: „Soll ich etwa geopfert werden? An einem Baum aufgehängt oder aufgeschnitten? Von den Priestern?“

„Nichts von Alledem“, antwortete Folke. „Du sollst es nur gut haben.“

Ragbald dachte einen Augenblick nach; dann sprach er: „Warum schlugst Du vorhin nicht zurück?“

„Aus diesem Grund, mein Freund: Auch Du hättest zurückgeschlagen, dann hätte ich Dich wieder geschlagen und dann ständen wir jetzt noch da und schlugen uns. Können tapfere Männer nicht was Besseres thun?“

„Das ist klug gesprochen; aber ich glaube Dir nicht.“

„Prüfe mich!“

„Kannst Du mir mein Gesicht wiedergeben, so will ich an Dich glauben.“

„Du sollst nicht an mich glauben, sondern an meinen guten Willen; Du sollst glauben, daß es einen guten Willen giebt.“

„Laß mich ihn sehen; und ich will glauben.“

Folke untersuchte seine Augen und sagte: „Du bist nicht unheilbar, aber es hängt von Dir ab, ob Du geheilt sein willst.“

„Sprich; ich werde gehorchen.“

„Du mußt drei Tage in einem dunklen Zimmer sitzen, hier bei mir; aber (Das ist die Bedingung) Du darfst nicht von Lorkil sprechen.“

Bei dem Namen Lorkil slog Ragbald auf. Und begann nun, von all den Unbilden zu erzählen, die er von seinem Feind erlitten habe. Folke ließ ihn gewähren, bis er müde wurde. Dann nahm Folke das Wort: „Gut, ich glaube, was Du sagst, und Lorkil ist ein böser Mann. Schlimmes hat er Dir gethan; nun wollen wir sehen, was Du ihm angethan hast. Du hast seine Frau und sein einziges geliebtes Kind von ihm fortgelockt. Du hast seinen Wald niedergebrannt, seine Scheune, seine Saat; Du hast seine Boote angebohrt, seine Fischgeräthe verdorben und ihn ganz arm gemacht. Als Kaufmann mußt Du berechnen können, daß Ihr quitt seid.“

„Quitt? Nicht, bevor ich sein Leben genommen habe.“

„Hör mal: was ist sein werthloses, elendes Leben für Dich? Was willst Du mit seinem Leben? Kannst Du es essen oder trinken? Und glaubst Du nicht er werde es nach dem Tod besser haben, als ers im Leben gehabt?“

„Mag sein! Aber ich hasse ihn; und mein Haß brennt wie Feuer!“

„Brennt Dich, ja. Warum willst Du brennen für diesen Feinden? Ist er werth, daß Du Dich so quälst?“

„Ich kann nicht antworten, denn Du bist ein Betrüger und Du stehst auf der Seite des Ungerechten!“

„Ich stehe ja auf Deiner Seite.“

„Sprich nicht mehr; ich gehe.“ Er ging bis an die Thür; dort aber änderte er seinen Sinn. Denn er dachte an die Jungen. „Ich kann nicht in die Nacht hinausgehen. Darf ich bei Dir sitzen bleiben?“

„Du sollst in meinem Bett liegen.“

„Das will ich nicht. Du sollst Du selbst liegen und übrigens . . . Ich bringe Dir Ungeziefer. Laß mich in der Badestube liegen.“

„Wie Du willst.“ Folke brachte seinen Gast in die Badestube und ließ ihn dort zu Bett gehen. „Willst Du gleich schlafen oder noch plaudern?“ fragte er.

„Ich will von Lorkil sprechen.“

Folke ließ ihn von Lorkil sprechen, bis er nicht mehr konnte; die Worte waren etwas abgenutzt, das Gedächtniß versagte und er konnte nicht weiter erzählen.

„Es ist schön, sein Herz ausschütten zu können, nicht wahr?“ fragte Folke.

„Du bist der Erste, der mich anhören wollte.“

„Aber Lorkil ist ja auch ungewöhnlich nichtswürdig. Er hat Dir ja die Frau genommen.“

Da wandte sich Etwas in dem Herzen des wilden Mannes; mit einem zufriedenen Lächeln richtete er sich im Bett auf und rief: „Ja, aber ich habe ihm Frau und Kind genommen.“

„Das heißt: Du hast mehr genommen, bist ihm also fürs Kind noch was schuldig.“ Diese kaufmännische Art, Rechnung zu legen, sollte Ragwald überzeugen; aber sie reizte ihn nur und schlaftrunken sagte er sein letztes Wort: „Du kannst mich nie verstehen; und morgen gehe ich.“

„Dann Gute Nacht! Ich stelle den Wasserkrug hier ans Kopfende und lege das Fell ans Fußende, für den Fall, daß Dir kalt wird. Schlaf gut!“

Am folgenden Morgen ging Folke in seinen Dienst, ohne Ragwald zu sehen. Der hatte seit Jahren aus Furcht vor Lorkils Rache keine ruhige Nacht gehabt. Als er jetzt erwachte, war er gestärkt und ruhig; an ein Brot, das zur Hand lag; darauf setzte er sich in die Sonne und grübelte.

Zur Mittagszeit kam Folke nach Haus. Er brachte eine Leibeigene mit, die Essen bereitete. Ragwald war böse und hochmüthig, denn er war gedemüthigt und konnte sich selbst nicht wiederfinden. Soll Mißtrauen war er auch, denn er konnte nicht begreifen, was Folke, der fremde Mann von ihm wolle. Etwas Gutes hatte er in einer Gesellschaft von Betrügnern, Dieben und Mördern niemals gesehen; darum glaubte er, Folke wolle ihm Uebles.

„Hast Du gut geschlafen?“ fragte Folke.

Das hatte er gethan, aber er fürchtete eine Falle und war so gewöhnt, zu lägen, daß er ein zweideutiges Nein antworten mußte.

„Besseres Glück das nächste Mal“, antwortete Folke.

„Wenn ich nur mein Gesicht wieder habe, dann kommt wohl das Glück.“

„Das kannst Du haben, aber es kostet Etwas.“

„Rechnest Du auf Geld? Das habe ich nicht.“

„Aber ich habe es, wenn Du theilen willst! Nein, mein Freund, es kostet kein Geld, aber etwas Geduld und Gehorsam. Drei Tage dunkles Zimmer und nicht von Lorkil sprechen.“

„Ist von ihm zu sprechen? Ist er so merkwürdig?“

„Er muß wohl merkwürdig sein, da er in letzter Zeit Dein ganzes Leben in Anspruch genommen hat.“

„Ich kümmere mich nicht um Lorkil“, sagte der Blinde und wandte sich ab.

„Dann können wir jeden Augenblick anfangen. Ich will bei Dir sitzen und sprechen, wenn Du willst.“

„Ist nicht nöthig. Ich fürchte mich im Dunkel nicht.“

„Beginnen wir diesen Abend? Aber ich vergaß: Du mußt ja an den Strand gehen und schelten.“

„Ich gehe nicht mehr an den Strand; da sind so viele Jungen.“

„Kannst Du diese drei Tage lang fasten, so geht's sicherer. Du kannst jeden Tag ein Brot und einen Krug Wasser bekommen; reichts?“

„Ich kann auch ohne sie auskommen!“ schnauzte Ragnvald.

Sie gingen in die Hinterkammer, die dunkel war. Ein Krug Wasser und drei Brote wurden hineingestellt, nebst einer Schale mit Salbe für die Augen. Die Thür wurde geschlossen und Ragnvald blieb sitzen. „In drei Tagen hole ich Dich bei Sonnenaufgang“, sagte Folke. „Der Herr sei mit Dir!“

„Aber halte mich nicht zum Narren!“ war Ragnvalds letztes Wort.

Am dritten Tag, bei Sonnenaufgang, öffnete sich die Thür und Folke führte den Blinden hinaus. Der war weiß im Gesicht und seine Hände waren rein. Er war nicht abgemagert, aber er sah gewaschen und gesund aus.

„Wo bist Du mit Deinen Gedanken gewesen?“ fragte Folke.

„In der Hölle.“

„Dann gehen wir jetzt in den Himmel.“

Folke nahm den Blinden bei der Hand und führte ihn durch einen Hain. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber schon ganz nah. Sie stiegen durch einen Fichtenwald einen Berg hinauf; ganz langsam. Auf dem Scheitel des Berges blieben sie stehen und Folke wandte den Blinden nach Osten. „Öffne die Augen und thue, als sehest Du geradeaus.“ Folke legte seine Hand dem Blinden auf den Kopf und sprach Etwas in einer fremden Sprache. So blieben sie eine Weile stehen. „Et lux perpetua ei luceat!“ Jetzt stieg der Rand der Sonne in der Ferne über die Wälder von Munsö.

„Siehst Du Etwas?“

„Ich sehe das Kohlenfeuer in einem Weiler.“

Die Sonne stieg.

„Was siehst Du jetzt?“

„Ein brennendes Licht.“

„Und jetzt?“

„Eine Feuersbrunst.“

„Jetzt?“

„Himmelshölle! Es ist die Sonne!“ rief Ragnvald und fiel vor Folke auf die Knie. „Du bist Gott!“

„In Jesu Namen: steh auf. Du Lasterer! Du bist geheilt. Aber Du kannst Dein Gesicht noch einmal verlieren.“

„Was muß ich thun, damit ichs behalte?“

Folke dachte nach; dann antwortete er: „Du sollst nicht lügen, nicht stehlen, nicht hassen.“

„Ich will's versuchen.“

„Gut! Aber jetzt mußt Du eine Arbeit suchen, die nicht Kaufhandel ist.“

„Warum soll ich arbeiten?“

„Weil Du dann nicht an Lorkil denkst; weil das Essen Dir dann schmecken und der Schlaf Dich erquickend wird.“

„Es ist wahr: nur der Mäde kann schlafen und der Hungerige essen!“

Sie gingen den Berg hinab und sprachen von der Arbeit, die Ragnvald wählen sollte; und sie blieben beim Korbflechten.

Der König hatte Folke alle möglichen Schlingen gelegt, um seine Redlichkeit zu prüfen. Der aber war in keine getreten. Das ärgerte den bösen Mann zuerst; aber seine Selbstsucht fand bald ihren Vortheil darin, sich auf einen Menschen verlassen zu können. Das sparte ihm Arbeit beim Rechnen.

Eines Tages kam der Schatzmeister zu seinem Herrn und fand ihn in heiterer Stimmung. „Man sagt, daß Lorkil Svarte wieder zu arbeiten angefangen hat und ruhig geworden ist; ist Das Nagvalds Verdienst?“ fragte der König.

„Ja, denn als Nagvald aufhörte, an den Straub zu kommen, gab auch Lorkil es auf, da er ja nicht allein schelten mochte.“

„Das wäre also eine Art, Zank und Streit ein Ende zu machen.“

„So machens wirs im Rheinland; oft, nicht immer.“

„Und Nagvald arbeitet?“

„Ja.“

„Hast Du mit Lorkil gesprochen?“

„Ich habe ihn nie gesehen; wenn sein Feuer aber keine Nahrung erhält, so erlischt es.“

„Man hat auch eine gewisse Veröhnlichkeit zwischen Akeiss und Björkö zu bemerken geglaubt.“

„Das ist eine Aolag.“

„Kampf ist die Hefe des Lebens, aber Friede ist der Hopfen. Kannst Du Dich jetzt auf Nagvald verlassen?“

„Nein, nicht ganz; aber schon ein Wenig.“

„Wie hast Du denn seine Blindheit geheilt?“

„Er war von seinem Haß verblindet; darum begann ich mit dem Haß, der im inneren Auge saß.“

„Du kannst also Krankheiten heilen?“

„Ein Wenig.“

„Du hast einen großen Ruf hier und es giebt einseitige Leute, die glauben, Du seiest ein Gott. Sie wollen Fehler sehen, um einen Menschen in Dir zu finden. Wer bist Du?“

„Ich bin der Diener eines Herrn.“

„Was thust Du in Deiner Hinterkammer, wenn Du allein bist?“

Folke erröthete und beugte den Kopf: „Ich thue meinen Gottesdienst.“

„Was hast Du im Kessel, das raucht? Kochst Du einen Zaubertrank?“

„Nein; ich reinige mit Rauch die Luft von bösen Dünsten.“

„Wie man für Kranke räuchert?“

„Ja.“

„Wer ist das Weib und das Kind, die da abgebildet sind?“

„Das ist die Mutter und der Sohn.“

„Und dann ist da ein Mann an einem Kreuz?“

Folke zögerte; denn was den Griechen ein Wahnsinn war, ein gekreuzigter Gott: Das mußte bei diesen Wilden sein Tod werden. Er antwortete deshalb:

„Das ist die leidende Menschheit.“

„Du hast Recht. Wenn Kraut und Gluk Eimen verlassen, bleibt nur ein großes Leiden übrig. Was aber ist das weiße Brot und der rothe Wein?“

„Das bedeutet das Opfer; ein unblutiges.“

„Schlachtet Ihr nicht Thiere?“

„Niemals zum Opfer.“

„Das ist ja natürlich schöner; ich habe auch niemals Blut getragen. Dann sollt Ihr Kinder tauen, ganz wie wir?“

„Ja.“

„Siehst Du: das Alles ist ja unschuldig; aber Ragvald hat es den Priestern auf schändlichere Art dargefestelt.“

„Ragvald? Wie weiß er?“

„Er hat gespäht.“

„Und verrathen? O Judas!“

„Hast Du Dich auf ihn verlassen?“

„Eigentlich nicht.“

„Ja, Du hast ihm Gutes gethan, seine Augen geheilt und er hat Dich hintergangen; ich aber werde ihn strafen.“

„Nein, er versteht es nicht besser; vergeh ihm, Herr!“

„Wie Du willst. Aber hüte Dich vor den Priestern! Und geh in Frieden!“

Folke kam heim. Freundlich fragte er Ragvald, warum er gespäht und verrathen habe.

„Der König hat mich gebeten!“ Das war Alles, was er antwortete. Da es wahr sein konnte, fragte Folke nicht mehr; und er war gegen Ragvald wie vorher.

In diesem Herbst kam Mißwuchs ins Land und man sah einer Theuerung entgegen. Deshalb wurden mehr Neugeborene als sonst in den Wäldern ausgelegt. Folke weinte in seiner Kammer und ging dann zum König. Da gab es ein langes und heftiges Gespräch. Wenn man auch helfen wollte, konnte man doch nicht alle ausgelegten Kinder finden.

Schließlich kam die Hungersnoth; das Volk murrte und die Steuer konnte nicht erhoben werden. Der König wollte sie eintreiben, Folke aber rieth ab.

Auf den Hunger folgte die Pest. Da wurde ein Thing zusammengerufen; Männer des Gesetzes, Grundbesitzer traten zusammen, aber auch Opferpriester waren dabei. Und die Priester von Upsala leiteten die Versammlung. Sie sprachen vom Zorn der Götter, den man besänftigen müsse; diesmal aber begnügten die Götter sich nicht mit Thieren. Der Hinweis war deutlich. Die Gedanken wurden auf ein Menschenopfer gelenkt. Man hatte aber keine Kriegsgefangene. So dachte man hierhin und dorthin. Jemand erinnerte an Donald, den König, der fürs ganze Volk Odin geweiht wurde, um eine Hungersnoth abzuwehren; und man rief nach einem Königsopfer.

Folke, der zugehört hatte, erzählte dem König, was die Thingmänner forderten. „Man steht Dir nach dem Leben, Herr!“

Da fuhr der König zusammen. Von draußen aber waren Ruße zu hören: „Einer soll sterben fürs Volk!“

Da sprach Folke zum König, um ihn zu trösten: „Herr, ich habe eine halbe Unwahrheit auf dem Gewissen. Du fragtest mich einmal, wer der Mann sei, der am Kreuz hängt. Ich antwortete damals: ‚Die leidende Menschheit‘. Aber die Wahrheit ist: es war Gottes Sohn, der für die Menschheit starb. Jetzt begreiffst Du vielleicht; und da Du zu dem großen Sühnopfer ausersehen bist, folgst Du nur dem Vorbilde des Herrn Christus und gibst Dein Leben fürs Volk.“

„Das will ich nicht!“ rief der König; „ich will nicht sterben, am Allerwenigsten für dieses Pack!“ Und da er ein listiger Mann war, ließ er sich in den Thingaal tragen. Dort sprach er vom Zorn Gottes und suchte dessen Ursache in neuen Lehren aus fremdem Land; Zauberer seien gekommen und untergrüben den alten Glauben, machten die Menschen weich und feig, gäben vor, Krankheiten heilen zu können, raubten ausgelegte Kinder, die den Göttern geheiligt seien, und übten noch andere Frevel. Das hieß auf Folke hinweisen; die Priester schrien, die Menge stimmte ein; und der Fremdling sollte sterben.

Folke konnte sich nicht vertheidigen. Er rief nur Ragwald als Zeugen für seinen guten Willen und sein frommes Leben an. Der wurde geholt und bezeugte: „Der Fremdling hat gesagt, daß die alten Götter tot sind und daß der neue Gott für die Menschheit am Kreuz starb.“

Da lachte die ganze Versammlung laut. „An einem Kreuz!“ riefen sie. „Laßt uns den Fremdling an einem Kreuz sehen!“ Und ein Kreuz wurde gezimmert; auf einen Hügel am See trug man. Folke wurde festgenagelt. Er klagte nicht. Leistete keinen Widerstand. Er empfand es als eine Ehre, gerade solchen Tod erleiden zu dürfen.

Zwei Tage hing er dort und zwei Nächte; sah die Sonne aufgehen und die Sonne untergehen. Leute gingen umher, um auf ihn Acht zu geben; aber er schien nicht zu leiden. Sein Gesicht war frisch und er lächelte manchmal, wenn er seine Freunde grüßte. Ragwald aber kam nicht dorthin, sondern hielt sich verborgen. Als Folke das Ende nahen fühlte, bat er eine Frau, die in der Nähe stand, Ragwald zu holen. Aber sie wollte nicht. Da sagte Folke: „Bring' ihm meinen letzten Gruß: ich habe ihm verziehen, denn er verstand es nicht besser. Wenn ers aber eines Tages versteht, werde ich ihm nah sein und ihm Trost gewähren, auf daß er nicht verzweifelt.“

Als Folke tot war, wurde er herabgenommen und begraben. Das Kreuz aber blieb stehen und wurde ein Seezeichen, das den Schiffen den Weg nach Birka zeigte. Zwanzig Jahre lang wies es die Einfahrt; es war, mit seinen weithin ausgestreckten Armen, im Dunkel der Nacht gegen den grauen Himmel zu sehen. Und als dann die ersten christlichen Gesandten von König Ludwig von Frankreich in Birka anlangten, erblickten sie das große Kreuz auf dem Berge; und sie fragten einander, ob den Heiden denn das große Mysterium des Christenthumes schon übermittleit sei.

„Das ist ja nur ein Wegweiser“, sagte der Schiffsführer.

Sie aber nahmen es als ein gutes Zeichen und stiegen an Land.

Das war König Erich längst gestorben. Nach Folkes Tod war sein Verstand schwach geworden. Er wollte sich selber einen Tempel errichten, so erzählt die Sage, denn er glaubte, ein Gott zu sein. Da ihn aber Niemand verehren wollte, ließ er mit neun Stichen das Todeszeichen um sein Herz ripen.

Stockholm.

August Strindberg.



Alte und neue Musik.*)

In der altmodischen Oper verlangte jede einzelne Gesangsnummer die Komposition einer neuen Melodie; aber es ist ein großer Irrthum, wenn man annimmt, daß diese schöpferische Leistung sich durch die ganze Nummer vom ersten bis zum letzten Takt erstreckt. Wenn ein Musiker nach einem bestimmten metrischen Muster komponirt, so ist die schöpferische Leistung im Allgemeinen durch die Wahl des Musters und durch das Komponiren der ersten Zeile vollbracht. Alles Uebrige vollzieht sich mehr oder weniger mechanisch, um das Muster auszufüllen, da eine Melodie in dieser Hinsicht einem Tapetenmuster sehr ähnlich ist. So ist die zweite Zeile gewöhnlich eine ganz deutliche Folge der ersten und die dritte und vierte eine genaue oder sehr leicht varirte Wiederholung der ersten und zweiten Zeile. Ist, zum Beispiel, die erste Zeile des „Hankoo Doodle“ gegeben, so kann jeder musikalische Stämper die übrigen drei Zeilen ergänzen. Auf diese Weise wiederholt sich im „Ring des Nibelungen“ die Melodie sehr selten und es ist bemerkenswerth, daß, wo es geschieht, wie in Siegmunds Frühlingslied und in Walmes wimmerndem Liede „Als zuckendes Kind“, die Wirkung der symmetrischen Zeilen, die bloß der Form zu Liebe wiederkehren, auffallend arm und nichtsfahend ist, verglichen mit dem freien Fluß der Melodie, der sonst überall vorherrscht.

Die zweite und schwierigere Art des Komponirens besteht in der Wahl einer Melodie, auf der man jede Spielart des Stimmungswechsels erklingen lassen kann, als ob sie ein Weibchen wäre, der manchmal Hoffnung, manchmal Schwermuth, manchmal Jubel, manchmal wüthende Verzweiflung und so weiter ausdrückt. Mehrere Themen dieser Art zu einem reichen musikalischen Gewebe zu verflechten, das panoramaartig mit einem beständig variirenden Gefühlsstrom am Ohre vorüberzieht; darin besteht des Musikers höchste Kunst; auf diese Weise erhalten wir die Fuge von Bach und die Symphonie von Beethoven. Der sichtlich untergeordnete Musiker ist jener, der, wie Kubler und Offenbach (von unseren Sallonsballadenlieferanten nicht zu reden) eine unbeschränkte Zahl symmetrischer Weisen produziren kann, aber Themen nicht symphonisch zu verweben vermag.

Wer Das in Betracht zieht, wird sehen: die bloße Thatsache, daß im „Ring“ sehr viel wiederholt wird, unterscheidet ihn noch nicht von den altmodischen Opern. Der wirkliche Unterschied besteht darin, daß dort die Wiederholung zur mechanischen Verbollständigung allhergebrachter metrischer Muster gebraucht wurde, wogegen die Wiederkehr des Themas im „Ring“ eine verständige und interessante Folge der Wiederkehr der dramatischen Erscheinung ist, die das Thema bezeichnet. Man sollte sich auch erinnern, daß die Einsetzung symphonisch behandelte Themen für Melodien mit symmetrischen achttaktigen Zeilen und Vergleichen von je her in den höchsten Formen der Musik üblich gewesen ist. Darin ein Aufgeben der Melodie zu erblicken oder so davon berührt zu werden, als ob Dies der Fall wäre, hieße, sich als einen Ignoranten bekennen, der nur mit Tanzweisen und Waffenhauern vertraut ist. Die Art von Unsinn, den ein rein dramatischer Musiker produziren wür-

* Herr Siegfried Trebitz läßt (bei S. Fischer) eine Uebersetzung von Shaw's famosem „Wagner-Brevier (Kommentar zum Ring des Nibelungen)“ erscheinen. Den muß man lesen. Das ist ein neuer Shaw (ein für Deutschland neuer; die Briten kennen ihn längst); ein strenggläubiger und doch geistreicher. Ein paar Stückchen zur Probe.

de, wenn er sich im Komponiren von metrischen Mustern hemmen ließe, gleiche dem Monstrum, das in der Literatur herausgekommen wäre, wenn Carlyle (zum Beispiel) durch einen Vertrag gezwungen worden wäre, seine historischen Erzählungen in gereimten Stangen zu schreiben. Das hieße seine Fruchtbarkeit auf eine gelegentliche Phrase beschränken und drei Viertel der Zeit damit zubringen, eine unfruchtbare Begabung für Reim und Vers zu üben. In der Literatur haben sich die großen Meister der Kunst längst von metrischen Schablonen freigemacht. Niemand fordert, daß die Hierarchie der modernen, leidenschaftlich erregten Prosa-Schriftsteller von Bunyan bis zu Ruskin unter die Verfasser hübscher lyrischer Gedichte gestellt werden solle. Nur in der dramatischen Literatur finden wir die verheerende Tradition des *Blankverses* noch immer erhalten, die den Plattheiten von Dummköpfen einen künstlichen Nimbus verleiht und den dramatischen Stil des genialen Dichters seiner vollen natürlichen Begabung, seiner Mannichfaltigkeit, Kraft und Einfachheit berauben.

Dieser Stand der Dinge findet sein Gegenstück in der Kunst der Musik, da Musik in Prosaformen oder in versifizirten Weisen geschrieben werden kann; nur läßt sich hier Niemand einfallen, die größere Schwierigkeit der Prosaformen und die verhältnißmäßige Trivialität der Versifizirung zu bestreiten. Und doch haftet der dramatischen Musik und der dramatischen Literatur die Tradition der Versifizirung mit den selben verderblichen Resultaten an und die Oper wird, wie die Tragoedie, nach hergebrachter Art wie eine Tapete gemacht. Das Theater scheint dazu verdammt, in allen Dingen die letzte Zufluchtsstätte des Verlangens nach wohlfeiler Nüchternheit in der Kunst zu sein.

Unglücklicher Weise wird diese Vermengung des dekorativen mit dem dramatischen Element sowohl in der Literatur als auch in der Musik durch das Beispiel großer Meister unterstützt. Sehr ergreifender dramatischer Ausdruck kann mit schmügender Symmetrie des Versbaues vereinigt werden, wenn der Künstler zufällig beide Gaben, die dekorative und die dramatische, besitzt und beide zugleich gepflegt hat. Shakespeare und Shelley fanden (weit davon entfernt, sich von der herkömmlichen Verpflichtung, ihre Dramen in Versen zu schreiben, hemmen zu lassen), das Arbeiten mit dem Vers die weitaus leichteste und bequemste Art, Schauspiele zu schaffen. Aber wenn Shakespeare durch die Sitte gezwungen gewesen wäre, ausschließlich in Prosa zu schreiben, wäre sein gesammter Dialog so gut wie die erste Szene von „Wie es Euch gefällt“ und alle seine schwungvollen Stellen wären so schön wie „Was für ein Stück Arbeit ist der Mensch!“, wobei er uns eine Menge Blankverse erspart hätte, in denen der Gedanke banal und der Ausdruck, obgleich reizvoll gebrechelt, doch abgeschmackt hochtrabend ist. „Die Cenci“ hätte entweder ein ernstes Drama sein oder überhaupt niemals geschrieben werden können, wenn Shelley seine Unnatürlichkeit nicht durch elisabethinische Verksunft zu beseitigen vermocht hätte. Dennoch haben diese beiden Dichter viele Stellen geschaffen, in denen die dekorativen und dramatischen Eigenschaften nicht nur vermählt sind, sondern einander zu einer Höhe zu erheben scheinen, die sonst unerreichbar gewesen wäre.

Eben so ist in der Musik. Wenn wir, wie im Fall Mozarts, einen wunderbar begabten und eifrig geschulten Musiker finden, der durch einen glücklichen Zufall auch ein dem Molière vergleichbarer Dramatiker ist, so bringt ihn die Verpflichtung, Opern in gereimten Rhythmen zu komponiren, nicht nur nicht in Ver-

legenheit, sondern erspart ihm thätlich Mühe und Nachdenken. Wie auch seine dramatische Stimmung fein mag: er drückt sie in vortrefflichen musikalischen Versen leichter aus, als ein Dramatiker von gewöhnlicher Einseitigkeit des Talentes sie in Prosa ausdrücken könnte. Wie Shakespeare und Shelley, hinterließ auch er verlässigte Weisen, wie „Dalla sua pace“ oder Glucks „Che farò senza Euridico“ oder Weber's „Leise, leise“, die von der ersten Note bis zur letzten so dramatisch sind wie die ungefehlten Themen des „Rings“. Deshalb pflegte man schulmeisternd zu verlangen, daß jede dramatische Musik das selbe doppelte Ansehen bieten solle. Die Forderung war unvernünftig, da die symmetrische Verfassung in der dramatischen Musik kein Verdienst ist; man könnte eben so gut verlangen, eine Tischgabel solle so gebaut sein, daß sie auch als Tischstuch dienen könne. Das war eine unkluge Forderung, weil es nicht wahr ist, daß die Komponisten dieser außergewöhnlichen Beispiele immer oder auch nur oft im Stande waren, dramatischen Ausdruck mit symmetrischer Verknüpfung zu verbinden. Neben „Dalla sua pace“ haben wir „Il mio tesoro“ und „Non mi dir“, in denen ungewöhnlich ausdrucksvolle Eröffnungssphrasen zu dekorativen Stellen führen, die vom dramatischen Standpunkt aus eben so grotesk sind, wie es die Melodie, die Alberich singt, als er im Rheinschlamm ausgleitet und niest, vom dekorativen Standpunkt aus ist. Ferner ist die formlose Masse „trockener Rezitative“ zu erwägen, die diese symmetrischen Rhythmen trennen und die zu beträchtlicher dramatischer und musikalischer Bedeutung erhoben werden könnten, wenn sie durch thematische Behandlung zu einem fortlaufenden musikalischen Gewebe vereinigt worden wären. Schließlich sind die dramatisch wirksamsten Finali und mehrstimmig komponirten Stücke Mozarts mehr oder weniger in Sonatenform wie symphonische Sätze geschrieben und müssen daher als musikalische Prosa bezeichnet werden. Und die Sonatenform schreibt Wiederholungen vor, von denen die vollkommen unkonventionelle Form, die Wagner eingeführt hat, frei ist. Im Ganzen bietet die alte Form mehr Spielraum für Wiederholungen und Konventionen als die neue; und je armsüchtiger die musikalische Begabung eines Komponisten ist, desto sicherer wird er, um seiner Erfindungsgabe nachzuhelfen, seine Zuflucht zu den Schablonen des achtzehnten Jahrhunderts nehmen.

Als Wagner im Jahr 1813 geboren wurde, war die Musik eben erst die eifrigste, beständigste, wundervollste aller Künste der Erde geworden. Mozarts „Don Juan“ hatte dem ganzen musikalischen Europa die Zauber des modernen Orchesters und der vollkommenen Anpassungsfähigkeit der Musik an die subtilsten Bedürfnisse des Dramatikers zum Bewußtsein gebracht. Beethoven hatte gezeigt, wie die unartikulirten Stimmungsgedichte, die Menschen (die, gleich ihm, keine außergewöhnliche Beherrschung des Wortes haben) durchfluten, in der Musik als Symphonien niedergeschrieben werden können. Mozart und Beethoven haben diese Anwendungen ihrer Kunst nicht erfunden; aber sie waren die Ersten, deren Werke bewiesen, daß die dramatische und die subjektive Macht des Tones einnehmend genug ist, um selbständig, ganz abgesehen von den dekorativen musikalischen Gefügen, von denen sie bis dahin nur ein Merkmal gewesen waren, zu bestehen. Nach den Finali des „Figaro“ und „Don Juan“ war die Möglichkeit des modernen Musikdramas klar genug gegeben. Nach den Symphonien Beethovens war es gewiß, daß die Poesie, die so tief ist, daß sie jenseits von allen Worten liegt, nicht so tief ist, um auch jenseits von aller Musik zu liegen, und daß die wechselnden Stimmungen

der Seele, vom herbsten Scherz bis zu den erhabensten Sehnsüchten, ohne Zuhilfenahme von Tanzweisen, in Symphonien ausgedrückt werden können. Eben so viel wird vielleicht für die Präludien und Fugen Bachs beansprucht werden müssen, aber Bachs Methode ist unerreichbar; seine Kompositionen sind wundervolle Gespinnste von außerordentlich schönen gothischen Maßwerken im Ton, hoch erhaben über jedes gewöhnliche menschliche Talent. Beethovens weit bessere Kunstfertigkeit war durchaus volkstümlich und anwendbar; und wenn sein Seelenheil gegolten hätte: er würde keine einzige lange, gothische Tonlinie zu ziehen vermocht haben, wie Bach es konnte, und noch viel weniger hätte er mehrere Tonlinien zu einer so passenden Harmonie zu verweben vermocht, daß sie sich fortschreitend, selbst wenn der Komponist gänzlich unbewegt bleibt, mit Bewegung zu sättigen wußte, die (wie die modernen Kritiker ein Wenig zu vergessen geneigt sind) eben so warm aus unserer zart gerührten Bewunderung wie aus unserer Sympathie quillt und uns manchmal dem Komponisten rührende Absichten zutrauen läßt, die er gar nicht hegt, just wie ein Knabe einen Schatz von Bärtlichkeit und edler Weisheit in der Schönheit einer Frau vermutet. Bach setzte komische Zwiesgespräche genau so in Musik um wie die Rezitative der „Passion“, da ihm augenscheinlich nur ein Rezitativ möglich war, nämlich das musikalisch beste. Er sparte den Ausdruck seiner frühlichen Stimmung für die regelmäßigen, besonders angeordneten Kummern auf, in denen er eins seiner rein ornamentalen, wundervollen Kontrapunktmaßwerke mit der erforderlichen Heiterkeit der Linie und Bewegung versehen konnte. Beethoven beugte sich vor keinem Schönheitsideal; er suchte nur den Ausdruck für sein Gefühl. Für ihn war ein Scherz ein Scherz; und wenn er in der Musik spaßhaft klang, so war er befriedigt. Bis zu dem Zeitpunkt, wo die alte Gewohnheit, jede Musik nach ihrer dekorativen Symmetrie zu beurtheilen, sich abgenutzt halte, waren die Musiker über Beethovens Symphonien empört und zogen, seine Lauterkeit mißverstehend, seine geistige Gesundheit in Frage. Aber für Alle, die nicht nach hübschen, neuen Tonschablonen suchten, sondern sich in der Musik nach dem Ausdruck ihrer Stimmungen sehnten, vollbrachte er eine Offenbarung, weil er, in seiner Absicht, seine eigenen Stimmungen auszudrücken, vereinzelt dastehend, mit revolutionärem Muth alle Stimmungen der heranwachsenden Generationen des neunzehnten Jahrhunderts vorausempfand.

Das Resultat war unausbleiblich. Im neunzehnten Jahrhundert war es nicht mehr notwendig, ein geborener Schablonenzeichner auf dem Gebiete der Töne zu sein, um ein Komponist zu werden. Man brauchte nur ein für die dramatischen und ausmalenden Gewalten des Tones vollständig empfänglicher Dramatiker oder Dichter zu sein. Eine Reihe literarischer Musiker und Bühnenkomponisten trat hervor und Meyerbeer, der erste dieser Art, machte einen außergewöhnlichen Eindruck. Die geradegu wahrwüßige Schilderung seines „Robert der Teufel“ in Balzacs kurzer, „Gambara“ betitelter Novelle und Goethes erschaunlich irrige Vorstellung. Meyerbeer hätte die Musik zu „Faust“ komponiren können, zeigen, wie der Zauber der neuen dramatischen Musik die Urtheilskraft von Künstlern mit hervortragender Einsicht vollständig über den Haufen warf. Meyerbeer sei, so sagten die Leute (alte Herren sagen es in Paris noch immer), der Nachfolger Beethovens; er sei, wenn auch kein so vollendeter Musiker wie Mozart, doch ein tieferes Genie. Vor Allem sei er originell und wagemuthig. Wagner selbst schwärmte, so toll wie nur Einer, von dem Duett im vierten Akt der „Hugenotten“.

Und doch wurde diese ganze Originalitätswirkung und Tiefe durch ein recht beschränktes Talent hervorgerufen, das auffallende Tonzüge zu dreheln, gewisse merkwürdige und ziemlich padende Rhythmen und Modulationen auszubilden und anregende oder excentrische Instrumentationen zu erkennen vermochte. In dekorativer Hinsicht war Meyerbeers Talent das selbe Phänomen in der Musik wie die Barockschule in der Baukunst: ein energisches Streben, den organischen Verfall durch mechanische Sonderbarkeiten und Neuheiten zu beleben. Meyerbeer war kein Symphoniker. Er konnte das thematische System nicht auf seine auffallenden Tonzüge anwenden und mußte sie also zu metrischen Schablonen im alten Stil zusammenfügen; und da er auch kein „absoluter Musiker“ war, brachte er seine metrischen Schablonen kaum über bloße Quadrilleweisen hinaus, die entweder gar nicht oder aber durch eine gewisse Schroffheit hervorragten, die ihre Seltsamkeit nach echter Hofsokomanier ihrer Sinnlosigkeit verdankte. Meyerbeer vermochte weder ein vollkommenes Musikdrama noch eine reizende Oper hervorzubringen. Aber trotz all diesen und schlimmeren Mängeln besaß Meyerbeer echte dramatische Kraft und Leidenschaft. Alle, die sich an den Ruf erinnern, den er vor einem halben Jahrhundert hatte, und den „verbotenen Durchgang“ erkennen, als den sich der Pfad, den er eröffnete, sogar für ihn selbst erwies, wissen, wie unvermeidlich und wie unpersonlich Wagners Angriff war.

Wagner war der literarische Musiker par excellence. Er konnte nicht, wie Mozart und Beethoven, dekorative Konstrukturen, unabhängig von jeder dramatischen oder poetischen Stoffmaterie, hervorbringen, weil er diese Kunst, da sie für seinen Zweck nicht länger erforderlich war, nicht pflegte. Wie Shakespeare, mit Truncheon verglichen, ein ausschließlich dramatisches Talent scheint, so Wagner, verglichen mit Mendelssohn. Wagner brauchte nicht zu literarischen Tagelöhnern dritten Ranges um Libretti bitten zu gehen; er schuf seine eigenen dramatischen Gedichte, gab der Oper auf diese Weise dramatische Vollständigkeit und verdeutlichte die Symphonie. Eine Symphonie Beethovens (mit Ausnahme des artikulierten Theiles der Neunen) drückt edles Gefühl, aber keinen Gedanken aus; sie hat Stimmungen, aber keine Ideen. Wagner fügte den Gedanken hinzu und schuf das Musikdrama. Mozarts erhabenste Oper, „Die Zauberflöte“, sein „Ring“ sozusagen, hat ein Libretto, das von einem dem Genie Mozarts unermesslich tief untergeordneten Talent herrührt. Das Libretto zu „Don Juan“ ist herb und trivial; seine Umgestaltung durch Mozarts Musik mag ein Wunder sein; aber Niemand wird zu behaupten wagen, daß solche Umgestaltungen, so verführerisch sie auch sein mögen, eben so befriedigend sein können wie Longedichte oder Dramen, in denen der Musiker und der Dichter auf gleichem Niveau stehen. Hier also steht das einfache Geheimniß von Wagners Ueberlegenheit als dramatischer Musiker. Er schrieb die Gedichte zu seinen Bühnenspielen (so nannte er sie), wie er die Musik dazu komponierte.

Bis zu einem gewissen Punkt in seiner Laufbahn zahlte Wagner Strafgeld dafür, daß er sich auf zwei Künste, statt auf eine einzige, eingelassen hatte. Mozart hatte sein Handwerk als Musiker im kleinen Finger, als er zwanzig Jahre alt war, weil er in diesem Beruf und in keinem anderen eine anstrengende Lehrzeit durchgemacht hatte. Wagner war sehr weit davon entfernt, die selbe Meisterschaft mit fünf- unddreißig Jahren erreicht zu haben; er selbst sagte, daß er erst in dem Alter, in dem Mozart starb, mit der vollständigen Spontaneität des musikalischen Ausdrucks zu komponiren angefangen habe, die nur dadurch erreicht werden kann, daß man die volle Freiheit von dem Kampf mit den Schwierigkeiten der technischen Prozesse gewinnt. Aber als

jene Zeit kam, war Wagner nicht nur ein eben so vollendeter Musiker wie Mozart, sondern auch ein dramatischer Dichter und ein kritischer und philosophischer Essayist geworden, der einen bedeutenden Einfluß auf sein Jahrhundert übte. Das Gelingen dieser Vollendung war seine Fähigkeit, schließlich mit seiner Kunst zu spielen und so zu seinen bereits berühmten Leistungen im sentimentalen Drama eine fröhliche Lustspielart hinzuzufügen, deren größte Meister, wie Molière und Mozart, viel seltener sind als die sentimentalen und die Trauerspieldichter. Damals komponierte er die ersten zwei Akte von „Siegfried“ und später „Die Meistersinger“, ein ausgesprochen lustspielartiges Werk, das ein ganzer Garten mozartischer Melodien ist, kaum glaublich als das Werk des Machers von „Tannhäuser“. Nur schuf Wagner (da kein Mensch je ein Ding erlernt, indem er ein anderes übt, so eng verbündet die Dinge auch sein mögen) noch immer keine von seinen Gedichten unabhängige Musik. Die Overture zu den „Meistersingern“ ist köstlich, wenn man weiß, um was sich Alles dreht, aber nur die Menschen, die sie ohne jeglichen Schlüssel als Konzertstück kennen lernen und ihren rücksichtslosen Kontrapunkt nach dem Maßstabe Bachs und der Overture zu Mozarts „Baubestütze“ beurtheilen, können sich vorstellen, wie grauenhaft sie Musikern der alten Schule klingen mußte. Als ich sie zuerst hörte, hatte ich den klaren Rathsch der Polyphonie in Bachs H-moll-Messe noch frisch im Gedächtniß; und ich gestehe, daß ich dachte, die einzelnen Partien seien verschoben worden, und glaubte, daß einige Orchestermitglieder einen halben Takt hinter den anderen zurückgeblieben seien. Vielleicht war's auch so; aber selbst heute, da ich mit dem Werk und mit Wagners Harmonie vertraut bin, kann ich noch immer ganz gut verstehen, daß gewisse Stellen bei einem Bewunderer Bachs diese Wirkung hervorrufen, selbst wenn sie mit vollster Genauigkeit gespielt werden.

Der Erfolg Wagners ist so ungeheuer groß, daß seine geblendeten Jünger glauben, das Zeitalter der „absoluten Musik“, wie Wagner es nannte, sei zu Ende und die musikalische Zukunft müsse eine in Bayreuth feierlich eingeweihte ausschließlich wagnerische sein. Alle großen Genies bewirkten diese Illusion. Wagner stand nicht am Anfang, sondern am Ende einer Bewegung. Er war der Gipfel der Schule der dramatischen Musik des neunzehnten Jahrhunderts, genau so wie Mozart der Gipfel (der Ausdruck rührt von Gounod her) der Schule des achtzehnten Jahrhunderts war. Und Alle, die Wagners Bayreuth-Tradition weiterzuführen versuchten, werden sicherlich das Schicksal der verhassten Vorfahren des antiquarischen Mozart (vor hundert Jahren) theilen. Was die erwartete Entthronung der absoluten Musik betrifft, so genügt es, auf die Thatfache hinzuweisen, daß Deutschland zwei absolute Musiker ersten Ranges zu Wagners Lebzeiten hervorbrachte: der eine war der hochbegabte Goeh, der jung gestorben ist, der andere war Brahms, dessen absolute musikalische Begabung eben so außergewöhnlich war, wie sein Gedanke banal ist. Wagner hatte für ihn die Verachtung des originellen Denkers gegen den Mann mit hergebrachten Ideen und des rasches dramatisch thätigen Musikers für die bloße, rohe musikalische Veranlagung; aber obgleich Brahms Wagners Verachtung durch die „Triumphlieder“ und „Schicksalslieder“, durch die Elegien und Requiem's, mit denen Brahms sein Gehirn so ernsthaft anstrengte, vielleicht verdient hatte, kann Niemand Brahms' natürlichem Ausdruck der reichsten absoluten Musik, insbesondere seinen Kammerkompositionen lauschen, ohne sich über seine staunenswerthe Begabung zu freuen. Bernard Shaw.

Novelle.

Im Schloß ist Hochzeit und der Lichterschein
 Glüht durch die Fenster in den Wald hinein,
 Und hebt der Tanz der Violinen an,
 So musizirt das Echo auch im Tann.

Das Waldprinzesslein schlängelt sich bis hart
 Zum Rand der Stämme hin und lauscht und starrt,
 Mit Thränen fällt der Glanz sein Augenpaar,
 Verzweiflung löst sein märchenwildes Haar.

Der Markgraf tritt mit seinem Jung-Gemahl
 Auf den Balkon. Als rief' ihm tief im Thal
 Mit wunder, franker Klagestimme wer,
 So wird sein Herz auf einmal bang und schwer.

Die Markgräfin, die noch sein Arm umfängt,
 Sieht, wie sein Blick verwirrt im Dunkel hängt.
 Sie flüstert nur in ungewisser Qual:
 „Die Abendluft weht kühl, komm in den Saal“

Wien.

Camill Hoffmann.



Dauvenargues.*)

Der Mensch vermag gar Manches durch zweckmäßigen Gebrauch einzelner Kräfte, er vermag das Außerordentliche durch Verbindung mehrerer Fähigkeiten; aber das Einzige, ganz Unerwartete leistet er nur, wenn sich alle Eigenschaften in ihm vereinen. Das vermochten die Alten, besonders die Griechen, in ihrer besten Zeit; wir müssen uns mit geringeren Leistungen bescheiden. Dieser Gedanke, den Goethe aussprach, als er Winkelmann charakterisirte, läßt sich auch auf Dauvenargues anwenden. Der hatte auch den „heidnischen Sinn“, den unser Dichter bei dem Vertreter antiker Weltanschauung durchleuchten sah: „Die Schilderung des alterthümlichen, auf diese Welt und ihre Güter angewiesenen Sinnes führt uns unmittelbar zur Betrachtung, daß dergleichen Vorzüge nur mit einem heidnischen Sinn vereinbar seien“. Das Vertrauen auf sich selbst, das Wirken in die Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als der Ahnherren und als hoher Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal: das Alles gehört nothwendig zusammen und läßt uns selbst in dem höchsten Augenblick des Genußes wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja, des

*) Dauvenargues' Gedanken und Grundzüge, übersetzt von Stöfler; mit einer Einleitung von Ellen Key. R. Piper & Co. in München.

Unterganges eine unverwundliche Gesundheit spüren. Das macht diesen von Krankheit und anderem Unglück heimgesuchten Jüngling so anziehend; diese starkem Selbstvertrauen gefüllte Lebenskraft des Geistes imponirte selbst einem Voltaire so, daß er ihm zurief: „Unsere Zeit verdient Sie nicht, aber besigt Sie; und ich bin der Natur dankbar dafür.“ Ellen Key sagt über ihn: „Im Gegensatz zur Philosophie der vorsichtigen Lebensführung, der Philosophie Fontenelles, sieht Bauoenargues den Werth des Lebens im Wagemuth, in der Großthat. Nicht leidenschaftlose Leichtfertigkeit und kühle Skepsis verkündet er, sondern die Souverainetät der Leidenschaft, der Begeisterung, des Lebensmuthes. Der düsteren Weltanschauung des siebentehten Jahrhunderts, in dem die Probleme des Sündenbewußtseins, der Erlösung und der Heiligung tiefe Seelen ausfüllen, setzt er seinen schönen heidnischen Glauben an die Menschennatur und ihre unendlichen Quellen entgegen. Aber der Enthusiast ist auch Philosoph, zeigt sich, wie Sainte-Beuve richtig bemerkt, darin als echten Philosophen, daß er die Grundsätze selbst untersucht und nicht bei der Analyse stecken bleibt, wie La Rochefoucauld oder La Bruyère, sondern zur Synthese des Daseins vorzudringen strebt.“

Er bejaht das Leben, ehrt die Persönlichkeit, lehnt Askese und slavische Hingabe an überlieferte Macht ab und will nicht, daß prude Keuschheit das Recht der Leidenschaft ersticke. Große Gedanken und ein reines Herz sollen wir uns von Gott erbitten, ruft Wilhelm Meister aus; und Bauoenargues spricht: Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen. Je morscher sein Organismus wurde (der den Anforderungen des Offizierstandes nicht genügen konnte), in desto helleren Farben malte dieser Hinsterbende den Werth des Lebens. Aus der Leidenschaft, schreibt er, stammen alle großen Thaten, Gedanken, Genüsse. Und je größer die Seele ist, desto größer sind ihre Leidenschaften; höchste Freude und tiefste Qual finden in mittelmäßigen Seelen keinen Raum. Eine Philosophie oder Religion, die uns die Leidenschaft rauben will, gleicht dem Tyrannen, der die besten Bürger tötet, um den Staat zu unterjochen. Leidenschaftloses Leben ist fast schon Tod. Der klare Verstand giebt uns nicht die Kraft zum Handeln. Die kommt aus der Leidenschaft oder aus dem Instinkt; und ohne den Instinkt gelingt uns nicht einmal eine so einfache Sache wie das Braten eines Huhnes. Ueberstrenge Moral vernichtet die Kraft des Geistes, wie die Söhne Nestulops den Körper zu Grunde richteten, um einen Fehler im Blut zu beseitigen, der oft nur eingebildet ist. Von feiger Entsagung und Sehnsucht nach dem Tod will dieser Denker nichts hören. Um Großes zu leisten, müssen wir leben, als stürben wir niemals. Wer stets an den Tod denkt, vergißt, zu leben. Die falscheste Philosophie wäre eine, die, unter dem Vorwande, die Menschen von der Unruhe der Leidenschaften zu befreien, ihnen zur Unthätigkeit, zur Ergebung und Selbstverleugnung riethe. Dieses heidnische Naturempfinden (daß man nicht mit dem später von Rousseau

bekanntem verwechseln darf), dieser Drang nach unverkünstelter Ursprünglichkeit erklärt auch, daß Bauvenargues von aufgepflanzter Gelehrsamkeit nicht viel hält. „Die Forderung, ein ordentlicher Mensch solle von Allem Etwas wissen, dünkt mich verfehlt. Ein oberflächliches, ein nicht systematisch geordnetes Wissen ist stets nutzlos und oft sogar schädlich. Die Begabten lenkt es von der Hauptsache ab und verleitet sie, ihren Fleiß Dingen zuzuwenden, denen sie nach ihren Bedürfnissen und natürlichen Anlagen fern stehen. Was beweist solches Wissen denn für den Umfang des Geistes? Immer gab es Mittelmäßige, die Vielwisser waren; immer auch starke Geister, deren Wissen gering war.“

Für den Kirchenglauben an die Sündhaftigkeit der Menschennatur (den selbst Kant, zum Verdruss Goethes, in seiner Lehre vom radikal Bösen annahm) war Bauvenargues nicht zu haben. Spottend sagt er, der Mensch sei heute bei allen Denkern in Ungnade und werde täglich neuer Lasten beschuldigt. Und doch birgt des Menschen Herz Keime von Güte und Rechtflichkeit. „Daß sie von der Eigenliebe beherrscht werden, ist nicht nur natürlich, sondern auch richtig, so lange der Einzelne nicht darunter leidet und der Gesellschaft eher Gewinn als Verlust entsteht.“ Dem tyrannischen Individualismus, wie er in einzelnen machtvollen Gestalten der Renaissance hervortritt, widerstrebte seine feine Menschlichkeit. „Laßt uns vor Allem versuchen, menschlich zu sein, gütig zu sein; laßt uns unsere Seelen beherrschen, sie von ungerechter Bitterkeit läutern.“ Der auf allen Gassen ausgeführte Wahn, die Menschen seien von Natur geistig gleich und von der Kultur um das Glück dieser Gleichheit betrogen, konnte ihn freilich nicht behören. „Wer Gleichheit für ein Naturgesetz hält, täuscht sich. Die Natur hat nirgends zwei einander gleiche Dinge geschaffen; ihr allbeherrschendes Gesetz ist das der Unterordnung und der Abhängigkeit.“ In dieser Gliederung der menschlichen Gesellschaft kommt die Verschiedenheit natürlicher Begabung zum Ausdruck; aus einem „Naturgesetz“ kann man also den unsinnigen Anspruch auf Rassenherrschaft nicht ableiten. Schon auf den ersten Entwicklungsstufen begann die Differenzierung, die da allerdings nicht durch geistige, sondern durch körperliche Vorzüge bewirkt wurde. „Der Starke soll über den Schwachen herrschen: so will es die Natur. Jeder von uns ist der Theil einer Einheit, in der Nothwendigkeit waltet: deshalb zeigt sich die Größe des Menschen darin, daß er sich den Dingen unterwirft, die er sich nicht zu unterwerfen vermag.“ So that er selbst. Nie verzweifelte er; auch nicht, als er erblindet war. Voltaire durfte ihn mit Recht einen Helden nennen.

Bauvenargues hat in den Frühstunden des achtzehnten Jahrhunderts schon das biogenetische Grundgesetz geahnt, das erst in unseren Tagen zu voller Geltung gelangt ist: das Gesetz, nach dem das Individuum in seiner Entwicklung die verkürzte Stammesgeschichte durchlebt (Ontogenese — Phylogenese). Er sah, daß Gefühl, Instinkt, Leidenschaft älteren Ursprunges sind als der kümmer-

liche Verstand. In der Kindheit der Völker wie der Individuen lebte das Gefühl vor der Reflexion. Doch der Blick des Denkers drang weiter und fand, daß sich im Leben des Einzelnen der Entwicklungsgang des Menschengeschlechtes wiederhole, den weder Wissenschaft noch Erfahrung zu bessern vermochte. Auch nach dieser Wahrnehmung aber, spricht Vauvenargues, dürfen wir nicht verzweifeln. Ist das Laster unausrottbar, so entstehe die politische Pflicht, es dem Gemeinwesen nutzbar zu machen.

Ein merkwürdiges Schauspiel. Am Vorabend der großen Umwälzung alles Bestehenden, da das Unwetter schon heraufzieht, begannen, auf der Höhe der Geistesbildung, zwei Männer einander, die einander schätzen können, aber, als Vertreter feindlicher Weltanschauungen, bekämpfen müssen: Voltaire und Vauvenargues. Das Schicksal hatte, wie Hardt in seiner (bei Diederichs erschienenen) Uebersetzung der „Maximes“ sagt, den widerstandsfähigsten und siegreichsten Mann der Zeit mit dem siechsten und besiegtesten zusammengeführt. Diese Freundschaft war vielleicht der einzige Sonnenblick in ein qualvolles Leben. „Comment Vauvenargues avait-il pris un essor si haut dans le siècle des petisses?“ Voltaires Ausruf zeigt in seiner staunenden Verehrung, daß der zage, schüchterne, einsame, schon vom Tode gestreifte Jüngling den alternden Philosophen durch die Größe und den Adel seines Menschthumes bezwungen hatte. In bewußtem Ringen? Nein. Vauvenargues hat von sich gesagt: „Ich hatte weder von Dem, was ich suchte, noch von der Möglichkeit, mir Licht zu schaffen, eine blasse Vorstellung und ich kannte wenige Menschen, von denen ich Rath erwarten konnte. Da lauschte ich denn dem Instinkt, der meine unruhige Reugier erregt hatte, und fragte: Was will ich denn wissen? Welche Erkenntniß kann mich bereichern? Gewiß nur der Einblick in das Wirken der Kräfte, die vornehmlich mein Wesen bestimmen. Doch wodurch werde ich diese wirkenden Kräfte? Nur durch die Erforschung meiner Seele und der anderen Menschenseelen, die das einzige Ziel meines Handelns sind und meinem Leben erst Sinn verleihen. Was könnte Dem, der den Menschen kennt, noch unklar bleiben? Die Pflichten der zu einer Gemeinschaft verbundenen Menschen: Moral; die Interessen solcher Gemeinschaft: Politik; ihr Verhältniß zu Gott: Religion.“ Der so dachte, wollte den Gegner erkennen, nicht niederzingen. Sein Werk wäre noch reicher, die Form wohl noch edler geworden, wenn Krankheit ihn nicht gelähmt, der Tod ihn nicht so früh abberufen hätte. Die durchdringende Särse psychologischer Analyse, die klassische Knappheit des Ausdrucks, die furchtlos adelige Wahrhaftigkeit weist dem Buch, das auf die Künste blendender Rhetorik fast völlig verzichtet, in der Weltliteratur dennoch einen Ehrenplatz an.

Und wer war denn nun dieser Vauvenargues? So fragt jetzt vielleicht Mancher. Alles Wesentliche wird das Buch selbst ihm antworten. Die gleichgiltigen Daten mag er bei Regier oder bei Brockhaus suchen.

Bremen.

Dr. Thomas Achelis.

**Verlag von Wiegandt & Grieben (G. K. Sarasin)
in Berlin SW. 11.**

Soeben sind erschienen die

Erinnerungen

von **Alexander Herzen.**

Aus dem Russischen übertragen, eingeleitet und
herausgegeben von **Dr. Otto Buek.** 2 Bände.
Mit 3 Bildern. M. 10.—; geb. M. 12.50.

Die Erinnerungen Alexander Herzens stellen eins der hervorragendsten Memoirenwerke aus dem 19. Jahrhundert dar, das an Bedeutung die berühmte und mit so viel Beifall aufgenommene Autobiographie eines anderen russischen Emigranten, des Fürsten Peter Krapotkin, weit hinter sich lässt. Das ganze, an Ereignissen und inneren Erlebnissen so reiche Leben des Verfassers zieht an dem Blicke des Lesers vorüber: die Kindheit dieses Repräsentanten des Moskauer Hochadels, die politischen Verfolgungen unter Nikolaus I., seine Auswanderung aus Russland und sein bewegtes Leben im persönlichen Verkehr mit den grossen Politikern und Dichtern der 48er Periode: Garibaldi, Mazzini, Orsini, Kossuth, Ledru Rollin, Fazy, Herwegh, Karl Vogt, Heinzen, Struve, Bakunin u. a. m. Alle diese Persönlichkeiten treten in geistvoller Charakteristik hervor und werden vor unseren Augen lebendig. — Herzen gilt in Russland nicht ohne Grund für einen der hervorragendsten Schriftsteller und Stilisten. Die Lebhaftigkeit und Plastik seiner Sprache, die Kühnheit seiner Assoziationen reissen den Leser mit sich fort und bilden die Eigentümlichkeit dieses Stiles, den schon ein solcher Kenner wie Friedrich Nietzsche lebhaft bewundert und anerkannt hat. Man kann überzeugt sein, dass auch in Deutschland Herzens Erinnerungen nicht nur in den weiteren Schichten des lesenden Publikums, sondern auch unter den Literaturhistorikern ein lebhaftes Interesse wecken werden, denen sie manche bedeutsame Anregung geben dürften. Einen guten Anfang dafür bietet die orientierende Einleitung, die der Herausgeber dem Werke vorangeschickt hat, und die der Ausgabe noch einen erhöhten Wert verleiht.

Ueber die in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts u. d. T. „Aus den Memoiren eines Russen“ durch Malwida von Meysenbug veröffentlichten Stücke von Alex. Herzens Erinnerungen — die aber nur einen kleinen Teil (und auch diesen in anderer Form) der vorliegenden Ausgabe darstellen — äusserte sich Nietzsche an den Freiherren von Gersdorff und Rhode: „Uebrigens empfehle ich Dir dringend zu lesen: „Aus den Memoiren eines Russen“ von Alexander Herzen. Höchst lehrreich und schrecklich!“

Berliner-Theater-Anzeigen

Deutsches Theater

Anfang 7½ Uhr.
Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag,
den 3. und Montag den 4./11.

Was ihr wollt.

Kammerspiele.

Freitag, den 1. und Sonntag, den 3./11. 8 U.

Esther. Der Diener zweier Herren.

Sonnabend, den 2. u. Montag, den 4./11. 8 U.

Frühlings Erwachen.

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 1./11. 8 U. **Brüderchen.**

Sonnabend, den 2. und **Waterkant.**

Montag, den 4./11. 8 U.

Sonntag, den 3./11. 8 U. **Die Nibelungen.**

Sonntag, Nachm. 3 Uhr. **Winterschlaf.**

Weitere Tage siehe Anschlagstafel.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Hellaender
Guido Thielscher a. D. E. Withneya a. D.
H. Darmand a. D. Jos. Giampietro.
Henry Bentler Fritzl Massary
Jos. Josephi Fritzl Schenke aus.

Cabaret

Roland v. Berlin

Potsdamerstr. 127

Direktion: **Schneider-Duncker**

Tägl. 11—2 Sonntag 8—11

Hotel und Café

Dorotheenhof

Weingrosshandlung.

Direktion: **Richard Zernik**

Berlin NW. 7, Dorotheenstr. No. 22 und Eingang Georgenstr. No. 24,
neben dem Wintergarten.

Restaurant u. Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

Treffpunkt der vornehmen Welt

Die ganze Nacht geöffnet. * **Künstler Doppel-Konzerte.**

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. II, Königgrätzer-Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

— **Terrains, Baustellen, Parzellierungen.** —

I. u. II. Hypotheken, Bauselder, bebaute Grundstücke.

— **Sorgsame fachmännische Bearbeitung.** —

Siedrung & Belgard

BERLIN W. 9,
Bellevuestrasse 4 I. Etage.

Robes-Manteaux

Salon eleganter Pariser

Gesellschafts- und Strassen-Toiletten. Spezialität: **Abendtoiletten.**

Berliner-Theater-Anzeigen

Gebr. Herrnfeld-Theater, Kommandantenstr. 57.

Heute und folgende Tage Abends 8 Uhr:
Die Anton und Donat Operetten-Burleske.
Herrnfeldsche Novität **„Madame Wig-Wag“**, Musik von L. Ital.
Dazu die Separée-Affäre: **Es lebe das Nachtleben!**
mit den Autoren Anton und Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.
Vorverkauf täglich von 11—2 Uhr (Theaterkasse).

Kleines Theater.

Freitag, den 1./11. 8 U. Ein idealer Gatte.
Sonntabend, den 2. u. Sonntag, den 3./11. 8 U.

Kapitän Brassbouds Bekehrung

(Lady Cicely: Agnes Normal)
Sonntag, Nachm. 3 U. Vater und Sohn.
Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Theater Folies-Caprice

Linienstr. 132, Ecke Friedrichstr.

Getheilte Liebe.

Bunter Theil.

Die Antiduellanten.

Hauptdarsteller:

Mertens, Fleischmann, Grünecker.

Anfang 8 Uhr. Kasseneröffnung 6 Uhr.
Vorverkauf an der Theaterkasse
und bei Wertheim.

Marquis de Sade.

Justine u. Juliette.

Wortgetreue, ungekürzte deutsche
Uebersetzung der französischen Originalausgabe. 4 starke Bde. m. 103 Kupfern, tadellos erhalten, für M. 120.— zu verkaufen. Gefl. Zuschriften unt. Q P. 2113. an die Exped. der Zukunft Berlin SW. 48 erbet.

Lustspielhaus in Berlin

Freitag, den 1., Sonnabend, den 2., Sonntag, den 3. und Montag, den 4./11. Abends 8 Uhr

Musarenfieber

Sonntag, den 3./11. Nachm. 3 Uhr

Pension Schöllner.

Weitere Tage siehe Anschlagstule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Direktion: Rudolph Nelson

Täglich 11 bis 2 Uhr Nachts

Karl Nagelmüller a. G.

Fritz Grünbaum.

Künstl. Marionettentheater.

Käte Erholz, Max Laurence.

Schriftsteller

Bekanntester Verlag über. litter.
Werke aller Art. Tragt teil die
Kosten. Aeuß. günst. Beding.
Off. unt. I. 205. an Haasen-
stein & Vogler A.G. Leipzig.

„Sarotti“ Chokoladen- & Cacao-Industrie, Aktiengesellschaft

Die Ausstattung der für 1906/07 auf 11 pCt. festgesetzten Dividende erfolgt von heute ab bei der Gesellschaftskasse, der Berliner Handels-Gesellschaft und den Herren Georg Fromberg & Co. gegen Einreichung des Dividendenscheines pro 1906/07.
Berlin, den 21. Oktober 1907.

„Sarotti“ Chokoladen- & Cacao-Industrie, Aktiengesellschaft.

Das schön- und gemüthvollste aller Hausinstrumente:
Harmoniums mit wundervollem Orgelton. Katalog gratis.
Aloys Maier, Hoflieferant, Fuld.
Illustrierte Prospekte auch über den neuen Spielapparat „**Harmonista**“, mit dem Jedermann ohne Notenkenntnisse sof. 4st. Harmonium spielen kann.

Teppiche

Frachtkiste 3,75, 6,—, 10,—, 20,— bis 800 Mark, Gardinen, Portieren, Möbelstoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, 158
Oranienstr.

Katalog (600 Illstr.) **Emil Lefèvre**.
grat. u. fr.

Photograph. Apparate

Projektions-Apparate
Goerz - Triöder - Binocles
Ferngläser — Operngläser.

Bequem: Montbraten
Katalog P kostenfrei.

Stöckig & Co.

Dresden-A. 16 (f. Deutschland)
Bodenbach 1/B. 1 (f. Oesterreich)



Marke **Gerbode** Selbstfarben
preiswertere aromatische Cigarette.
200 Stk. M. 10, 70 franko-Gladnapste.

Carl Gerbode, Hoff. Berlin C 31, Spittelmarkt 11 Etage



Busch
Prisma-
Binocles.
Weltmarke.

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis und franko.
Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Sie können nicht schlafen?
Sie können doch schlafen!

Nehmen Sie nur bei **Schlaflosigkeit, Neurasthenie, Migräne**
(ges. gesch.), ärztlicherseits glänz. begutachtet,
Das beste der Neuzeit, gänzlich unschädlich.

● Preis M. 3.— ●
Castor. K. Br. Lecith. valer.

Nur durch die **Hirsch-Apotheke, Strassburg 23 (Elsass).**

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer ist ein Prospekt beigeheftet der Verlagsbuchhandlung
Marquardt & Co., Berlin W. 50 betreffend die

Wochenschrift „Morgen“ (Kalender 1908).

Ausserdem liegt der heutigen Nummer noch ein Prospekt bei der Firma **Dr. J. Bernfeld & Co., Leipzig-Plagwitz** betreffend

Zimmerluft-Verbesserer Bellaria

Wir bitten beiden Prospekten freundl. Beachtung zu schenken zu wollen.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—,
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
 fchuhkonferenz. Kollege Bismarck.
 Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-
 kusse. Der Fall Klausner. Die beiden
 Leo. Der heilige Rock. Das goldene
 horn. Der korsische Parvenu. Der
 heilige O'Shea. Nicia und Erfurt.
 Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine
 Mark fünfzig. Trüffelpurée. Verein
 Gelzweig. Sommerfeld's Rucher. Su-
 prema lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
 a. D. Lessings Doublette. Maupassant.
 Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
 Dieromantische Schule. Menuet. She-
 Ma-Ihsan. M. d. R. Erolca. Der ewige
 Basrabas. Sem. Dynamistik. Der 2^{te}. =
 Bund. Kirchenvater Strindberg. Der
 Patentien.
 Jeder Band 8^o. 14 Bogen elegant broschiert.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Auch Winterkuren.
Fin Zimmler
Sanatorium Dr. Kutz
 Neuenahr
 Prospekt etc.

67A Fasanenstr. 67A
Charlottenburg (Berlin W.)

solort zu verkaufen von einer französischen
 Familie ein kostbares Mobiliar aus ersten
 Pariser Häusern herrührend. **Pracht-**
voller Speisesaal, 2 Schlafzimmer mit
 3törigen Schränken einer im Style Ludwig
 des XV. und ein anderer im Style Lud-
 wig des XVI. mit Bronze belegt. Ein
 Salon aus echtem Aubusson, allem
 Glasschrank und wunderbarer Com-
 mode der Prinzen von Condé. **Arbeits-**
**zimmer im Empire-Style, Salon im Em-
 pire-Style** mit Bronze belegt von be-
 kannten Namen gezeichnet: Carrier, Ten-
 Cate, Ricard Cordingley etc. etc. Elektri-
 zitäts-Apparate. Französisches Silber,
 feinste Gläserchen, Porzellan-Service aus
 Limoges. Teppiche und Behänge. Kupfer-
 Küchengerät. Um den Kauf zu erleichtern
 wird entweder das Ganze oder die Sachen
 einzeln zu sehr niedrigen Preisen verkauft,
 vorausgesetzt, dass sie sofort mitgenommen
 und bar bezahlt werden. Im Anbetracht der
 Eile wird zu jeder Tageszeit empfangen.

Morphium-

Entziehungskuren leitet im Laufe der
 Patienten **R. Reiffeld.**
 Str.: Berlin NW., Prignallstr. 10.

Experimentier-Kästen.

Preisliste 6 über Lehrmittel gratis
 und franco.



Einflussmaschinen mit Nebenapparaten,
 Elektromotoren, Dynamos, Apparate für
 Röntgenversuche, drahtlos Telegraphie,
 Dampfmaschinen Modelle, Laterna magica,
 Kinematographen, elektrische, Dampf-
 und Uhrwerk-eisenbahnen u. alle Zubehör-
 teile dazu etc. etc. Sämtliche Apparate mit
 allgemein verständlichen ausführlichen An-
 leitungen. Elektrische Klotz- und Tele-
 phon-Anlagen, sämtliche Einzelteile, siehe
 Preisliste 5. Elektrische Taschen- und
 Handlampen in allen nur denkbaren Aus-
 führungen mit Batterien und Akkumulatoren,
 siehe Preisliste 9.

FRITZ SARAN

Optische Anstalt, Fabrikation und Ver-
 sand elektrischer Artike.

Halberstadt 19. Rathenow
 Wien IX, Währingerstrasse 48.
 (Ständiges Musterzimmer.)

Fort mit der Feder!



Die neue Schreibmaschine

„Liliput“

ist das Schreibwerkzeug für jedermann

Preis M. 28.—

Ohne Erlernung sofort zu schreiben.
 Keine Weichgummitypen.

Auswechselbares Typenrad für alle Sprachen.
Ein Muster deutschen Erfindungsgeistes.
 Seit der kurzen Zeit der Einführung viele
 tausend Maschinen verkauft.
Illustr. Prosp. u. Anerk.-Schreiben grat. u. frko.
Justin Wm. Bamberger & Co.
 Fabrik feineccn. Apparate
 München 21, Lindwurmstrasse 123/131.

Bestellungen

auf die

Einbanddecke

zum 60. Bande der „Zukunft“

(Nr. 40—52. IV. Quartal des XV. Jahrgangs)

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Preisung etc. zu n. Freie von Harz 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a entgegengenommen.

Ermahnung.

Gebt Euren Mädeln und den Buben
nur Poetko's Apfelsaft aus Guben.

Poetko's Apfelsaft ist flüssiges, frisches Obst. Alkoholfrei. Naturrein. Unbegrenzt haltbar. Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende. Versand in Kisten à 30 Fl. zu 40 Pf., Auslese zu 50 Pf. pr. Fl. exkl. Gl. ab Guben. Den Herren Aerzten Probeflaschen umsonst.

Wer Abstinenzler nicht mag sein

Der trinke Poetko's Apfelwein.

Naturreines Erzeugnis höchster Vollkommenheit. Von 35 L. aufwärts à 30 Pf. Auslese à 50 Pf. pro L. exkl. Gebd. ab Guben. Poetko's Apfelsaft und Poetko's Beerenweine marschieren überall voran. Preisliste postfrei. In Berlin erhältlich in Flaschen und Gebinden bei **Erich Linkwitz, W., Gleditschstr. 1a.**

Ferd. Poetko, Guben 1. Grösste Apfelsaftkellerei Deutschlands.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Auffrischung und Kräftigung durch ein erprobtes Verfahren. Inscndäre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. fre. **Gustav Engel, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131.**

Kein Kranker und Nervenschwacher lasse unversucht die

Elektrische Kuren

v. **J. G. Brockmann, Dresden, Mosczinskyst. d. 11.** Eine Reform-Naturheilkunde, womit jeder seine Kur im eigenen Heim ohne Störung machen kann. Prospekte über Selbstbehandlungapparate gratis und franco. Grossartige Erfolge aktenmässig nachweisbar.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vorschlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

15, Kaiserplatz, Berlin-Wilmersdorf, Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Eisbärfelle

sind nicht besser, aber teurer als meine Heil-
Lanzettensche „Stärke-
Essig“, feine Salontropfen, deutlich geremigt, geruchlos, brennend weich od. silbergrau, etwa 1 gm groß, à 10. Vorlagen 6 u. 7 1/2, bei 3 Stk. fr. 1/2 Pf. mit Anr. fenn. 1/2.
W. Heino, Länzmühle No. 66,
bei Schneebingen.

In 4. Auflage 1906 erschienen:

Der Marquis de Sade
und seine Zeit.

Ein Beitr. z. Kultur u. Sittengeschichte d. 18. Jahrhunderts, m. bes. Bezieh. a. d. Lehre v. d. Psychopathia Sexualis
von Dr. Eugen Dührer.

573 S. Eleg. br. M. 10. —, Leinwbd. M. 11.50.

Ferner in 7. Auflage:

Geschichte d. Lustseuche
im Altertum nebst ausführl. Untersuch. ob. Venus- u. Phalluskult., Borellie, Nerosus, Thelcia Päderastie u. and. geschichtl. Ausschweifungen.

d. Alten. Von Dr. J. Rosenbaum, 435 Seit., Eleg. br. M. 6. —, Leinwbd. M. 7.50. Prospekt u. Verzeichn. üb. kultur- u. ethnograph. Werke grat. frk.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Landsbutterstr. 2.

BERLINER
Ausstellungs-
LOSE à 1 Mk.

Ziehung unwiderruflich 5. Dezember a. folg. Tage,
10891 Gewinne im Gesamtwerte von

300 000 Mark

Hauptgewinne à 60 000, 40 000, 25 000

usw. usw. sind in allen
Lotteriegeschäften und den durch Plakate
kenntliches Verkaufsstellen zu haben.

A. Mollna, Berlin, Voßstr. 17.

Wenn Sie
angestrengt
arbeiten,

so erhalten Sie Ihre nöthige Leistungsfähigkeit, oder stellen sie, wenn verloren, wieder her, indem Sie *Dr. Klopfer-Glidine* nehmen. Kein anderes Präparat erreicht die kräftigende Wirkung dieses natürlichen Nährmittels (reines Eiweiß mit Lecithin, wichtigsten Bestandteil der Nervensubstanz).

In Apotheken u. Drog., sowie vom Hersteller **Dr. GÖLKMAR KLOPFER, Dresden-Lesnitz.**
Tägl. Ausgabe ca. 25 Pfg. Monatliche Broschüre kostenfrei.

Ich hab's!

Die beste mediz. Seife zur Herstellung und Erhaltung eines rosigen, jugendfrischen Aussehens, einer weißen, sammetweichen Haut, eines reinen, blendend schönen Teints, sowie gegen Sommerprossen und alle Hautunreinigkeiten ist unbedingt nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den Apotheken, Drogerien und Parfümerien.

Ambulatorium für

Herz- und Nervenranke

Dr. med. Tilliss,

Tauernzienstrasse 20 hochpart. (neben Kaufhaus des Westens).

Röntgenuntersuchung, Wechselstrombehandlung (Dreizellenbäder),

Vibrationsmassage, Uebungstherapie. — Modernste Apparate.

Spezialbehandlung für **Herzschwäche, Herzneurose, Arterienverkalkung, Schlaflosigkeit.**

Man ahnt sich, aber findet sich schwer.

Psychographologie. Eine nicht alltägliche Methode, den Charakter und das Seelenleben aus der Handschrift zu ergründen, scheint allmählich Anklang in gebildeten Kreisen zu finden. Die Wiener Rundschau V. Jahrgang Nr. 15 schreibt in einem längeren Aufsatz: „Den Namen Psychographologie bildete der in Augsburg tätige Psychographologe P. P. Liebe. Die Psychographologie sucht nach Methode und Resultaten durchaus isoliert. Vor allem rechtfertigt sie das Sensitive gegen alle Angriffe. Selbsterkenntnis, Erkenntnis, alles echte Wissen, welches wert ist, gewusst zu werden, entstammt allein dem der menschlichen Einsicht so sehr verschlossenen Gebiete des Unbewussten. Die Psychographologie vermittelt in ihrer Methode einerseits, in ihren Resultaten andererseits die Kenntnis jenes Ich, von welchem wir so fern sind wie der Tag vom Traum. Sie übermitteln psychisches Wissen.“ Das Tiefe kann nur ein kleines Publikum haben. Darum sagt der Psychographologe (der schon seit 1890 eine vornehme Praxis führt) in seiner anregenden und instruktiven Broschüre, dass er auf seine Sonderstellung und durchaus nicht zu popularisierende Tätigkeit nur solche Menschen hinweisen möchte, die mehr ein inneres Bedürfnis als der Kitzel der Sensation treibt. Personen, die ihr Interesse an der Psychographologie bekannt zu geben wünschen, wollen an den Schriftsteller P. P. Liebe in Augsburg direkt ein briefliches Ersuchen richten.

Soeben erschienen:

Der böse Baron von Krosigk

Roman aus der Zeit deutscher
Schmach und Erhebung von

Paul Schreckenbach

407 Seit., brosch. M. 4.50, in Originalbd. M. 6.—.

Der Held des vorliegenden Romanes ist jener Heinrich von Krosigk, dessen glühenden preussischen Patriotismus und wilden Wagemut Treitschke, Droyssen, Freiytag u. viele Andere rühmend erwähnen. Es ist dem Verfasser gelungen auf Grund zahlreicher Quellen **ein sehr lebendiges, dabei historisch treues Bild dieses ungewöhnlichen Mannes und seiner Schicksale zu zeichnen. Frisch und spannend geschrieben, fesselt dieser Roman, der von echt vaterländischer Gesinnung getragen ist, von der ersten bis zur letzten Seite.**

Ein Volkstuch im besten Sinne des Wortes!

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag v. L. Staackmann, Leipzig

Ein gutes haltbares Löschpapier

Das nicht zerfetzt, nicht stäubt
und brillant löscht, ist ein
Gegenstand für Ihren täg-
lichen Gebrauch.

Ein Versuch überzeugt Sie, daß

nur **„Silk Blotting“**

das beste Löschpapier ist in
jeder Beziehung befriedigen
kann.

In einfacher und doppelter Dicke in
über 2000 Papierhandlungen
(einzelner Bogen 10 S.) erhältlich
Jeder Bogen trägt am Rande in
Blinddruck die Worte:

„Silk Blotting.“

Weisen Sie Nachahmungen zurück.

Für Geschäftszwecke unvergleichlich.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne jede Entbehrungserscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinflick, Bad Godesberg a. Rh.
 Alle Komfort. Zentralheiz. elektr. Licht. Familienleben. Prospekt frei. Zwanglose Entwöhnung von **ALKOHOL**

Lesen Sie das 290 Seiten starke ausführliche Werk

Grafenwärfeln Kromer

von Dr. med. M. Bonnefoy, Spezialarzt in Genf No. 12. Preis Mk. 1.80 durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verfasser.

UNION - Bücherschränke

sind die besten. — 80000 Abteile im Deutschland verkauft!

Der Name ist Garantie. — Preisbuch No. 387 a kostenlos und portofrei!

Heinrich Zeiss, „Union-zeiss“ Frankfurt a. M.

36 Kaiserstrasse 36.

! Das schönste Weihnachtsgeschenk !

Telegr.-Adr.: Unionzeiss. Frankfurt/Main.

Das Beste
Weihnachtsgeschenk für Kinder
 sind
Gefahrlose Turn-Apparate



Spezial-Größe für Kinder.

„**VELOTRAB**“ und „**HELLAS**“ ermöglichen in ganz natürlicher Weise **Reiten u. Rudern** zu Hause und im Freien und bereiten den Kindern grosses Vergnügen. — Für die **Pflege, Entwicklung u. Gesunderhaltung des Kindes von unerreichtem Wert, daher allen Eltern hochwillkommen.**



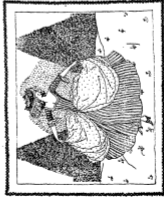
Fordern Sie die Schrift: „**Ein Mahnwort an die Eltern**“, die gratis übersandt wird.

Keine Ueberanstrengung, da für jede Stärke einstellbar, kein Verletzen, da alle beweglichen Teile verdeckt.

Fabrik: Sanitas, Berlin 82. Friedrichstr. 131d
 Ecke Karlstrasse

Filialen in Düsseldorf, Graf Adolfsstr. 88, u. London, 61 New Cavendishstreet.
VELOTRAB und HELLAS für Erwachsene Spezialprospekt.

DER TANZ
 von
OSKAR BIE



Ein stattlicher Band in gr. 8^o. 24 Bogen Text
 mit 100 Bilderbelegen & reichem Buchschmuck
 von Karl Walser in echt Pergament geb. M. 25.—
MARQUARDT & CO., BERLIN W. 50.

Morgen

Kalender
 für
 1908

Herausgegeben von:

Werner Gombart
 Richard Strauß
 Georg Brandes
 Richard Muther
 Hugo v. Hofmannsthal

Heft: 50 Pf. Vierteljährlich: M. 6.—. Jährlich: M. 20.—

Marquardt & Co.
 Berlin N. 50

MORGEN WOCHENSCHRIFT FÜR DEUTSCHE KULTUR

Haupt- und Untertitel dieser von ungewöhnlichem Erfolge begleiteten Zeitschrift ergänzen sich in dem Sinne, dass dieses Blatt einer neuen deutschen Kultur dienen will, die erst im Werden ist. Es ist also kein Organ von Leuten des befriedigten Behagens am bereits Erreichten oder gar der schmetternden Fanfaren, mit denen allen Völkern des Erdballs unleidlich laut verkündet wird, wie herrlich weit wir es bereits „Allen voran“ gebracht hätten. Aber es ist auch kein Organ schwachmütiger Resignation und unfruchtbarer Nörgelei. Wer das Morgen auf seine Fahne schreibt, bekennt sich zum Glauben an seine Kraft und Zukunft und stellt sich in den Dienst der Bewegung nach einem erhofft nahen, von Tag zu Tag aber immer aufs neue weiter, höher gesteckten Ziele. Am tausenden Webstuhle der Zeit ein Schiffchen zu sein, das den kulturellen Einschlag ins grosse Gewebe trägt, ist, bildlich gesprochen, das Programm der Männer, die sich zu diesem Werke vereinigt und die besten Kräfte gleicher Richtung zur Mitarbeit gewonnen haben.

Im eng bemessenen Rahmen des vorliegenden Taschenkalenders kann von dem, was bis jetzt vom Morgen an Geist und Kunst, Anregung und Unterhaltung geboten worden ist, nur ein schwacher Abriss geboten werden, — wie auch die mehr als 600 Seiten, auf denen die Wochenschrift bisher Weg und Ziel ihres Strebens abgesteckt hat, nur einen Abriss davon geben konnten. Immerhin wird der

UNENTGELTLICHE VORTRÄGE FÜR DIE ABONNENTEN

In diesem Jahre voraussichtlich auf Berlin beschränkt, werden bereits im nächsten Winter in allen grösseren Städten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz unentgeltliche Vorträge für die Abonnenten gehalten werden.

Auswärtige Abonnenten erhalten auf Verlangen die als Manuskript gedruckten Vorträge zugesandt.

Für die Vorträge sind bereits gewonnen:

GEORG BRANDES, G. SIMMEL,
FRANK WEDEKIND, MARCEL
PRÉVOST, CARL HAUPTMANN,
AUGUST THYSEN, HERMANN
BAHR, OTTO JULIUS BIERBAUM
u. A.

BÜCHERLIEBHABER ERHALTEN REICH ILLUSTRIERTEN
VERLAGS-KATALOG GRATIS & FRANKO

Deutschland liegt zwischen Rußland und Frankreich in jedem Verstande.
Und darum darf es uns nicht in Ersetzen setzen, wenn auch seine Verfassung, wenn auch sein politisches Leben — ich finde keinen konkreteren Ausdruck, der meine Gedanken in einem zusammenfaßt — zwischen Rußland und Frankreich in der Mitte liegen.

WERNER SOMBART.

Nichts als Wahrhaftigkeit, Offenheit, Verzicht auf Lügen und Ränke wird dazu erfordert, mit England zu einem Eisernenbündnis zu gelangen, das jede Kriegspflichtigkeit ausschließt.

CARL JENTSCH.

In § 287 des Deutschen Strafgesetzbuches wird das Verbrechen gegen das kindliche Leben mit Zuchthausstrafe bis zu fünf Jahren bedroht. Dieser Paragraph ist meiner Überzeugung nach das Ergebnis einer abgeleiteten Heuchelei; einer Heuchelei, die tief in unserem Volksbewußtsein eingewurzelt und mit den stärksten Stricken eines brutalen Egoismus darin verankert ist, eine Heuchelei, deren fanatische Bekämpfung eine der heiligsten Aufgaben unserer leider so weiblich jämmerlichen Frauenbewegung sein sollte. Für die verheiratete Frau sind die fünf Jahre Zuchthaus, die in § 287 angedroht werden, Luft. Ich kenne nicht einen einzigen Fall, in dem eine verheiratete Frau durch den § 287 auch nur in ihren Mittagschlaf gestört worden ist. Unverheiratete Frauen werden durch diesen Paragraphen in den Tod gejagt.

FRANK WEDEKIND.

Falschmünzer der öffentlichen Meinung: Ein verkehrter Ausdruck, denn die öffentliche Meinung bringt immer nur Spießruten, keine allgemein gültige Münze in Umlauf. Es gibt solche mit dem aufgesprungenen Kopfe Babes, wie es solche mit dem Bilde des Kaisers, des Papstes, Rothschilds usw. usw. gibt. Man ist sogar schon einigen ganz kopflosen begegnet.

OTTO JULIUS BIERBAUM.

Die Erde schließt in Nebelschleier herein;
doch kann ihr Atem nicht ihr Leid verdecken.
Ihr trübsal, sie würde noch viel freier sein;
Es ist wohl Zeit, daß wir sie wecken.

RICHARD DEHMEL.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag
MARQUARDT & CO., BERLIN W.50, Eislebenerstrasse 14

aufmerksame Leser dieser Aussüge und Proben aus ihnen zu entnehmen vermögen, ob er auch für SEINEN Weg und SEIN Ziel Halt und Richtung im „Morgen“ findet. Da das Streben nach einer harmonischen Bildung, nach ruhiger Sammlung, klarer Vertiefung in Schaffen und Genuss; nach persönlicher und nationaler Kultur in immer weiteren Kreisen Deutschlands lebendig wird, darf angenommen werden, dass, wie die Zeitschrift selber bereits eine sehr grosse Zahl treuer Anhänger gefunden hat, die hier folgenden Proben [ihr eine noch grössere Zahl neuer Freunde zuführen werden. Wer sich durch Geist und Kunst befruchten lässt, erhöht, indem er gemissend seine Anschauungswelt erweitert und vertieft, seine Lebenskraft und Lebensfreude; er bereichert sein Leben und wird zu einem Kraftteil der national-kulturellen Bewegung, zu einem Träger und Verbreiter dessen, das jedem Vertreter einer grossen Nation nützt: tätigen Kulturgewissens.



Zeichnung von E. H. Weiss aus
H. LEICHTENTRITT HAUSMUSIK
AUS VIER JAHRHUNDERTEN
im gleichen Verlage erschienen.

JANUAR 1908	FEBRUAR	PROBEN
1. Mittwoch „Morgen“ Heft 30	1. Sonnabend	<p><i>Philosophieren heißt sich be- zinnen. Sich bezinnen auf sich selber und auf die Welt, in der wir leben. Heißt: sich Rechenschaft geben über Richtung und Ziel, Sinn und Wert des Lebens. Philosophie bedeutet die Sehnsucht nach Ein- heitskenntnis, nach Wesenwissen; bedeutet die Sehnsucht nach einem klaren Weltbilde.</i></p> <p>WERNER SOMBART.</p> <p><i>Jah kann man denjenigen noch lange nicht einen Reaktionär nennen, dem Bachmanns Erosion lieber ist, als eine schwache moderne symphonische Dichtung, oder der erklärt, er sehe sich lieber zuftüßel hintereinander den Frei- schütz an, als eine jämle moderne Oper. In diesem Sinne wäre ich selbst Reaktionär. Reaktionäre im unerbittlichen Sinne sind für mich alle diejenigen, welche behaupten, weil Richard Wagner seine Drogen- stoffe dem germanischen Mythos entnommen hat, sei es künftig er- boten, Stoffe der Bibel zu entnehmen (ich spreche hier natürlich pro domo); diejenigen, die dazwischen, daß es erfindet sei, die Ventiltrompete als malodilens Instrument zu behandeln, daß deswegen, weil Bachmann seine Naturtrompeten notgedrungen nur mit Tonika und Dominante sich herumschlagen lassen mußte; kurz, alle diejenigen, die mit großen Geiztestatein beaufnet, jeden, der</i></p>
2. Sonntag	2. Sonntag	
3. Montag	3. Montag	
4. Sonnabend	4. Dienstag	
5. Sonntag	5. Mittwoch	
6. Montag	6. „Morgen“ Heft 31	
7. Dienstag	7. Freitag	
8. Mittwoch	8. Sonnabend	
9. „Morgen“ Heft 31	9. Sonntag	
10. Freitag	10. Montag	
11. Sonnabend	11. Dienstag	
12. Sonntag	12. Mittwoch	
13. Montag	13. „Morgen“ Heft 32	
14. Dienstag	14. Freitag	
15. Mittwoch	15. Sonnabend	
16. „Morgen“ Heft 32	16. Sonntag	
17. Freitag	17. Montag	
18. Sonnabend	18. Dienstag	
19. Sonntag	19. Mittwoch	
20. Montag	20. „Morgen“ Heft 33	
21. Dienstag	21. Freitag	
22. Mittwoch	22. Sonnabend	
23. „Morgen“ Heft 33	23. Sonntag	
24. Freitag	24. Montag	
25. Sonnabend	25. Dienstag	
26. Sonntag	26. Mittwoch	
27. Montag	27. „Morgen“ Heft 34	
28. Dienstag	28. Freitag	
29. Mittwoch	29. Sonnabend	
30. „Morgen“ Heft 34		
31. Freitag		

*W*er in einer stiftlich ernsten dramatischen Arbeit allen stiftlichen Ernst mit sonderbarer Verachtung links liegen läßt und sich lediglich an die Witze hält, die in den Stichworten liegen, der kann meiner Überzeugung nach auch aus Shakespeares „Hamlet“ eine Hammerstudie machen.

FRANK WEDBKIND.

*W*edbkind: Moral in Gärung. Pathetisch gesprochen: das pfeifende Drachens-
gift der Moral. Nichts für den Frühstückstisch von Moralisten.
Delikat: Brotk als Doktrin. Nichts für Brötler.

OTTO JULIUS BIERBAUM.

*D*ie Weizen von Salamanca bezizen (aus astronomischen, physikalischen
und besonders auch religiösen Gründen, daß man nicht um die Erde
unten herumseppeln könne. Kolumbus, der vor ziemlich grober Papier brannte, die
Goldländer rascher zu erreichen, segelte prächtig über den Atlantischen Ozean.
Es mögen einen Stimmungen kommen, so man sich die Welt nicht von so derben
Fäustern der Realbedürfnisse dauernd strigiert wünschen möchte. Aber wie ich
meinen Vater da so höflich alles in Theorie auflösen hörte, sie stuz er dabem bei
seiner Pfeife und blase den blauen Dampf sorgfältig vor sich hin — eine blaue
Wolke die Affenbefarmung — eine die Selektion — eine die Tieressele — eine
die ganze moderne Weltanschauung — seht nur, da verziehen sie sich schon
wider und aus dem Riß tritt niephast die höchste Instanz, der Feiz, um den die
Wellen schäumen, unsere Kirche, — da fühlte ich doch den stillen Segen der
Realität. Essen müßt ihr zuletzt doch auch alle. Wenn es der botanischen Praxis
glickt, auch die Getreidekörner dicker und das Brot billiger zu machen, so
wird er davon profitieren und nicht dagegen protestieren, ob ihr nun dieses
oder jenes Glaubensbekenntnis habt. Mit der Praxis kriecht auch aber dann doch
wider die böse neue Theorie ins Haus wie der Kobold, der hinten im Fuß saß,
— da hilft nun nichts und es hängt ewig eine am anderen. Als Kolumbus aus
Goldhunger Amerika entdeckt hatte, da rekrifizierten sie bei der „höchsten Instanz“
doch ihre Gedanken dahin, daß es auch religiös so sein dürfe.

WILHELM BÖLSCHKE.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag
MARQUARDT & CO., BERLIN W.50, Eiselennerstrasse 14

Heft 50 Pfennig, vierteljährlich Mk. 6.—, jährlich Mk. 20.—.
PROBENUMMERN gratis und franco auf Wunsch zugesandt

MORGEN

WOCHENSCHRIFT FÜR
DEUTSCHE KULTUR

Das Kunstwerk allein kann ganz unser werden, in seine Form gegossen ist allein eine Seele uns ganz zugänglich, indem es mehr für sich ist als alles andere, ist es mehr für uns als alles andere.

GEORG SIMMEL.

„Liebermanns Kunst erschien mir von jeher als der markanteste Zug die außerordentlich starke Raumempfindung, die scheinbar mühelos erreichte Abstraktion der Erde und Luft von vorne nach hinten, im Gegensatz zur ausgesprochenen Relief-Empfindung der meisten alten Meister. Sogar die Figuren schienen mir immer weniger um ihrer selbst willen da zu sein, sondern vielmehr als ausgiebige Mittel, den Raum als solchen recht sinnfällig herauszubringen.“

Prof. FRANZ STUCK.

Wenn Wilhelm Busch sich und den Deutschen, denen er schon zum Typus geworden ist, einen bedeutenden Dienst leisten will, so greife er mit alter Hand nochmals zu Stift und Feder und gebe als Epilog seines Lebenswerkes eine geniale Karikatur des eigenen Rahmens. Damit würde er seinen insoweit noch in vielen Dingen unmündigen Volk lehnend den Kopf zurechtsetzen und zugleich, indem er sich über sich selbst emporschiebt, einen höheren Standpunkt gewinnen als jemals vorher.

KARL SCHEFFLER.

Das Krankhafte, als Weg zum Wertvollen: in diesem Satze mündet die Pathologie, gleich jeder anderen Wissenschaft, ins Philosophische aus.

W. HELLPACH.

Die bisherigen Erfolge der Berufsphotographen dürfen uns nicht über den wirklichen Zustand täuschen. Es ist für beide noch ungeheuer viel Arbeit zu tun. Auch das Ausland hat seit zehn Jahren nicht geruht.

ALFRED LICHTWARK.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag
MARQUARDT & CO., BERLIN W. 50, Eislebenerstrasse 14

HERAUSGEBER: WERNER SOMBART | RICH. STRAUSS | GEORG
BRANDES | RICHARD MÜTHER | HUGO VON HOFMANNSTHAL

MÄRZ	1908	APRIL	PROBEN	
1. Sonntag		1. Mittwoch	Neues schaffen will und kann, mit einem: anathema sit! in seinem Bestreben hinderen wollen. RICHARD STRAUSS.	
2. Montag		2. „Morgen“		
3. Dienstag		„Heft 43“		
4. Mittwoch		3. Freitag		
5. „Morgen“		4. Sonnabend		
	Heft 39			
6. Freitag		5. Sonntag	Die jetzt so verbreitete Art von Kritikern, die ihren ausgesprochenen Standpunkt dadurch befestigen zu müssen glauben, daß sie zum Verrücktesten Ja sagen, ist kaum besser als die ältere Species, die alles Neue verspottete. Verhältnis zur Kunst hat allein, was das Gute in allen seinen Ausdrucksformen erkannt, und der Kunstschritttreuer, wie ich ihn auffasse, unterscheidet sich vom Amateur nur dadurch, daß er das zu Papier bringt, was jener für sich behält. RICHARD MÜTHER.	
7. Sonnabend		6. Montag		
		7. Dienstag		
8. Sonntag		8. Mittwoch		
9. Montag		9. „Morgen“		
10. Dienstag		„Heft 44“		
11. Mittwoch		10. Freitag		
12. „Morgen“		11. Sonnabend		
	Heft 30			
13. Freitag		12. Sonntag		
14. Sonnabend		13. Montag		
		14. Dienstag		
15. Sonntag		15. Mittwoch		
16. Montag		16. „Morgen“		
17. Dienstag		„Heft 45“		
18. Mittwoch		17. Freitag		
19. „Morgen“		18. Sonnabend		
	Heft 41			
20. Freitag		19. Sonntag	Ich glaube an eine zukünftige Union der Völker und sehne sie herbei mit jener Liebe zu dem Menschengeschlecht, die, entstanden in dem Bewußtsein der lateinischen Rasse zur Zeit Senecas und Epiküres und auf viele Jahrhunderte durch die europäische Barbarei ertödtet, in den hochentwickelten Herzen der Neuzeit wieder emporsteigt. Vergebens wird man mir entgegen, dies sei eine Illusion, ein Traum, ein frommer Wunsch: Das Wünschbare bildet das Vollbringen an, und daß die Träume der Philosophen in Erfüllung gehen, daß sie sorgt die	
21. Sonnabend		20. Montag		
		21. Dienstag		
22. Sonntag		22. Mittwoch		
23. Montag		23. „Morgen“		
24. Dienstag		„Heft 46“		
25. Mittwoch		24. Freitag		
26. „Morgen“		25. Sonnabend		
	Heft 42			
27. Freitag		26. Sonntag		
28. Sonnabend		27. Montag		
		28. Dienstag		
29. Sonntag		29. Mittwoch		
30. Montag		30. „Morgen“		
31. Dienstag		„Heft 47“		

Heft 50 Pfennig; vierteljährlich Mk. 6.—, jährlich Mk. 20.—.
PROBENUMMERN gratis und franko auf Wunsch zugesandt

MAI 1908	JUNI	PROBEN
1. Freitag	1. Montag	<p>Zukunft. Aber daß wir uns schon jetzt eines ungehörten Friedens für verächtlich halten könnten, das zu behaupten wäre eine Torheit. Der heisse Wettbewerb, der zwischen den Nationen im Handel und in der Industrie stetig zunimmt, weist vielmehr auf die Wahrscheinlichkeit zukünftiger Konflikte hin und nicht verbringt uns, daß nicht eines Tages Frankreich in eines europäischen oder einen Weltkrieg verwickelt werden wird. Und die Pflicht, bezüßeln an unsere Verteidigung zu denken, mehrt nicht wenig die Schwierigkeiten, die uns im Innern der wilde Konkurrenzkampf der verschiedenen Bevölkerungsklassen bereitet. ANATOLE FRANCE.</p> <p>... hier ist nichts von Verstellung, nichts von Abtrieb, und darum um so schärfer. Wo soll ich einer Menschen Wesen suchen, wenn nicht in seinem Gesicht, in seiner Rede, in seinen Gebarden! Meiner See!, in ihren Gesichtern, ihren Gebarden, ihren Reden finde ich die gegenwärtigen Deutschen nicht. Wie selten begegnet mir ein Gesicht, das eine starke, entschiedene Sprache redet. So vermischt sind die meisten Gesichter, so ohne Freiheit, so vielerlei steht darauf geschrieben, und alles ohne Bestimmtheit, ohne Größe.</p> <p>H. VON HOPMANNSTHAL.</p>
2. Sonnabend	2. Dienstag	
3. Sonntag	3. Mittwoch	
4. Montag	4. „Morgen“	
5. Dienstag	Heft 52	
6. Mittwoch	5. Freitag	
7. „Morgen“	6. Sonnabend	
Heft 48	7. Sonntag	
8. Freitag	8. Montag	
9. Sonnabend	9. Dienstag	
10. Sonntag	10. Mittwoch	
11. Montag	11. „Morgen“	
12. Dienstag	Heft 1	
13. Mittwoch	12. Freitag	
14. „Morgen“	13. Sonnabend	
Heft 49	14. Sonntag	
15. Freitag	15. Montag	
16. Sonnabend	16. Dienstag	
17. Sonntag	17. Mittwoch	
18. Montag	18. „Morgen“	
19. Dienstag	Heft 2	
20. Mittwoch	19. Freitag	
21. „Morgen“	20. Sonnabend	
Heft 50	21. Sonntag	
22. Freitag	22. Montag	
23. Sonnabend	23. Dienstag	
24. Sonntag	24. Mittwoch	
25. Montag	25. „Morgen“	
26. Dienstag	Heft 3	
27. Mittwoch	26. Freitag	
28. „Morgen“	27. Sonnabend	
Heft 47	28. Sonntag	
29. Freitag	29. Montag	
30. Sonnabend	30. Dienstag	
31. Sonntag		

Von den Deutschen, die Preußen aus der tiefen Schmach zogen, hat nicht einer, wie Wilhelm der Zweite gedacht. Preußen ging unter, weil sein König kein König war. Weil er Gerücht um sich duldet, nur auf Gerücht hörte und der Vernunft erst Gehör gab, als er um Kopf und Krone zu rittern hatte; weil er eine Politik trieb, die keine war.

KARL SCHNITLER.

In meinem Sitzungsmilde „Musik“ habe ich darzulegen versucht, daß der Mann, der allein für die bestehenden Gesetze verantwortlich ist, mit dem § 287 nicht etwa das erstehende Leben zu schützen sucht, sondern daß es ihm mit der Androhung von fünf Jahren Zuchthaus lediglich darauf ankommt, den heranwachsenden jungen Weibe die selbständige körperliche und geistige Entwicklung unendlich zu machen, daß sie ihm lediglich darauf ankommt, die Eingeweide des weiblichen Körpers als eine Dornrose nützlichen Unternehmungsgeistes strafrechtlich einzuklagen. — Mit fünf Jahren Zuchthaus.

FRANK WEDEKIND.

Sakrapere: Andeutungswürdig, wie alle Klassiker, vornehmlich deshalb, weil er keine Tantiemen bezieht.
Irene: Der Apotheker als Genie.
Isadora Duncan: Die Gouvernante als Tänzerin. Nein: Die Tänzerin als Gouvernante. Nein: Die Gouvernante.

OTTO JULIUS BIRBAUM.

Ein reinlicher Mensch sollte wenigstens einmal im Leben seine Weltanschauung wechseln.

WILHELM VON SCHOLE.

Das Wesen des Theaters ist die Sinnlichkeit. Aber von der Sinnlichkeit der Sinnlichkeit bis zur Sinnbildlichkeit ist nur ein Schritt.

THOMAS MANN.

Man weiß nicht, wann Schmock unangenehm ist, wenn er Kadelburg lächerlich macht, oder wenn er Schüler rüht.

HERBERT EULENBERG.

Entwicklung. Ihr wartet immer auf die Zukunft und glaubt an ein
Draußen. Und es ist doch immer in euch und kann nur aus euch genommen
werden, was euch heilen kann.

Es ist ein furchtlicher Popanz: „Entwicklung von der Zeit gebracht
und von außen besessen.“

Nie ist Entwicklung. Immer nur Auswicklung.

Bekümmert euch! Dringt durch zu euch! Erringt das letzte Mögliche in euch!

CARL HAUPTMANN.

Wenn ein französischer Schriftsteller eines Bekannten eines seiner Bücher
sendet und dieser in herzlichen und anerkennenden Ausdrücken dankt,
jedoch ohne die Hinzufügung, daß dieses Buch alles übertrifft, was er je in
seinem Leben derartiges gelesen habe, so sagt unwillkürlich der Betreffende seinen
Freunden: „Was habe ich wohl gegen A. N. verbrochen? Ich zeige ihm die Auf-
merksamkeit, ihm mein Buch zu schicken, und er dankt mir in einem Brief, dessen
Temperatur zehn Grad unter dem Nullpunkt liegt.“

GEORG BRANDES.

Ich bin der Überzeugung, daß es dem Eindruck einer in sich abgeschlossenen
künstlerischen Arbeit sogar zum Nachteil gereicht, wenn man ihr eine
Einführung voraussieht; ich bin der Überzeugung, daß auch dem erstesten
Künstler das künstlerische Mittel erlaubt sein soll, den Leser, Hörer oder Zu-
schauer durch seine Arbeit zu überraschen oder gar zu verblüffen.

FRANK WEDEKIND.

Alle diejenigen, die den Krieg nahebei gesehen haben, namentlich den
Bürgerkrieg, wissen, wie leicht sich in der Gefahr der Kulturmenschen
des 20. Jahrhunderts in die Rolle des Steinzeitalters zurückverwandelt. Man
wird dann von einer Art Schwindel, einem Blutrausch befallen, in dem man alles
Brennstoff seines moralischen Ichs, alles Verantwortungsfähigkeitsgefühl verliert und
der Münden, Muddrütigen Wut die Zügel schießen läßt. Möchten doch solche
Zeiten so selten wie möglich wiederköhen!

CAMILLE PELLETAN.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag
MARQUARDT & CO., BERLIN W.30, Eislebenerstrasse 14

JULI 1908	AUGUST	PROBEN
1. Mittwoch	1. Sonnabend	M ein soll niemals aus einem Liebhaber einen Helden machen.
2. „Morgen“ Heft 4	2. Sonntag	
3. Freitag	3. Montag	
4. Sonnabend	4. Dienstag	I ch verlange nicht, daß einer die Geheimnisse seines Lebens auf der Zunge trägt und mit mir Gespräche führt über Leben und Sterben und die vier letzten Dinge, aber ohne Worte soll er mir's sagen, sein Ton soll mir's sagen, sein Du- stehen, sein Gesicht, sein Ton und Treiben. Wenn ich mit ihm esse und trinke, unter seinem Dach schlafe und mit ihm handle, so will ich erfahren, auf wozu er seine Sack' gestellt hat, nicht mit aus- drücklichen Worten, implizite, explizite. Daraufhin will ich es mit Banditen und Goldschuchern sagen, mit Strafkolonisten, mit New Yorker Gefangenen, mit wem du willst. Ich kann nicht in einen hineingehen, den das Rekordfeber um Milliarden Dollars zerfrisst, und in einen, der badet und sucht und auf einer mit Taubenfedern be- stichteten Matte schläft und seine Prosa die Feldarbeit tun läßt, in einen, dessen Höchster eine Flasche Rum ist, und in einen, der aus Zwischen- deckpassagieren christliche Heilige machen will. Aber in den kann ich mich nicht hineinfinden, der es selber nicht weiß, auf was er sich gestellt hat, der daliegt auf dem Loben wie ein Polyp, und mit dem
5. Sonntag	5. Mittwoch	
6. Montag	6. „Morgen“ Heft 9	
7. Dienstag	7. Freitag	9. Sonntag
8. Mittwoch	8. Sonnabend	
9. „Morgen“ Heft 5	9. Sonntag	
10. Freitag	10. Montag	10. Montag
11. Sonnabend	11. Dienstag	11. Dienstag
12. Mittwoch	12. Mittwoch	12. Mittwoch
13. Sonntag	13. „Morgen“ Heft 10	13. „Morgen“
14. Montag	14. Freitag	14. Freitag
15. Dienstag	15. Sonnabend	15. Sonnabend
16. Mittwoch	16. Sonntag	16. Sonntag
17. „Morgen“ Heft 6	17. Montag	17. Montag
18. Freitag	18. Dienstag	18. Dienstag
19. Sonnabend	19. Mittwoch	19. Mittwoch
20. Sonntag	20. „Morgen“ Heft 11	20. „Morgen“
21. Montag	21. Freitag	21. Freitag
22. Dienstag	22. Sonnabend	22. Sonnabend
23. Mittwoch	23. Sonntag	23. Sonntag
24. „Morgen“ Heft 7	24. Montag	24. Montag
25. Freitag	25. Dienstag	25. Dienstag
26. Sonnabend	26. Mittwoch	26. Mittwoch
27. Sonntag	27. „Morgen“ Heft 12	27. „Morgen“
28. Montag	28. Freitag	28. Freitag
29. Dienstag	29. Sonnabend	29. Sonnabend
30. Mittwoch	30. Sonntag	30. Sonntag
31. „Morgen“ Heft 8	31. Montag	31. Montag
32. Freitag		

Heft 50 Pfennig, vierteljährlich Mk. 6.—, jährlich Mk. 20.—,
PROBENUMMERN gratis und franco auf Wunsch zugesandt

SEPTEMBER 1908	OKTOBER	PROBEN
1. Dienstag	1. „Morgen“	<p>einen Fangarm staut er an jenem, mit dem andern an diesem, und das eine Glied weiß nichts von andern, und laßt man über eines ab, so kriecht er fort und weiß von nicht. So liegen die Deutschen Ja und Amen ein „Einerseits“ und ein „Anderseits“, ihre Geschäfte und ihr Gemüth, ihren Fortschritt und ihre Treue, ihren Idealismus und ihren Realismus, ihre Standpunkte und ihre Standpunkte, ihre Bierhäuser und ihre Herkommenenwörter, und ihre Ehrfurcht und ihre Deutlichkeit und ihre Humanität und stören in den Kaisergrüften herum, als wären es Läden voll alten Trödels, und zerren Karl den Großen aus seinem Sarg und photographieren den Stoff, der um seine Knochen gewickelt ist, und restaurieren ihre ehrwürdigen Deme zu Bierhäusern und treten halb erschlagenen Chinesen neben mit den Abätzen die Gesichter ein. Etwas Unfrommes ist in dem ganzen Thun und Treiben — ich weiß kein anderes Wort.</p> <p>H. v. HOFMANNSTHAL.</p> <p><i>M</i>an lese sich einmal die Frage vor: Wenn Amerika zusammengesetzt wäre aus lauter kleinen, unabhängigen, aufeinander eifersüchtigen Staaten, wie Europa es heute ist, wo eins das an dere fürchtet und bis auf die Zähne be-</p>
2. Mittwoch	2. Heft 17	
3. „Morgen“	3. Freitag	
4. Heft 13	3. Sonnabend	
5. Freitag	4. Sonntag	
6. Sonnabend	5. Montag	
7. Sonntag	6. Dienstag	
8. Montag	7. Mittwoch	
9. Dienstag	8. „Morgen“	
10. Mittwoch	8. Heft 18	
11. „Morgen“	9. Freitag	
12. Heft 14	10. Sonnabend	
13. Freitag	11. Sonntag	
14. Sonnabend	12. Montag	
15. Sonntag	13. Dienstag	
16. Montag	14. Mittwoch	
17. Dienstag	15. „Morgen“	
18. Mittwoch	15. Heft 19	
19. „Morgen“	16. Freitag	
20. Heft 15	17. Sonnabend	
21. Freitag	18. Sonntag	
22. Sonnabend	19. Montag	
23. Sonntag	20. Dienstag	
24. Montag	21. Mittwoch	
25. Dienstag	22. „Morgen“	
26. Mittwoch	22. Heft 20	
27. „Morgen“	23. Freitag	
28. Heft 16	24. Sonnabend	
29. Freitag	25. Sonntag	
30. Sonnabend	26. Montag	
31. Sonntag	27. Dienstag	
32. Montag	28. Mittwoch	
33. Dienstag	29. „Morgen“	
34. Mittwoch	29. Heft 21	
	30. Freitag	
	31. Sonnabend	

NOVEMBER 1908	DEZEMBER	PROBEN
1. Sonntag	1. Dienstag	<p>waffnet seinerseits einen Angriff erwartet, und wenn es Zollschranken gegen die Waren eines anderen Staates errichtet hätte, würde dann Europa je von einer Invasion der amerikanischen Industrie geblüht haben? Die Frage stellen, heißt sie beantworten.</p> <p>ANDREW CARNEGIE.</p> <p><i>D</i>ie Künstler haben von der Natur ein Mehr bekommen: die männlichen ein Plus von weiblicher Substanz, und die weiblichen ein Plus von männlicher.</p> <p>WILHELM FLIESS.</p> <p><i>E</i>s gibt Künstler, die von einer Idee, eines gegebenen Inhalt ausgehen und diesem die Form suchen. Es gibt wieder solche, die sich zwar von der Form ausgehen lassen, aber diese nachträglich für das sentimentale Bedürfnis der Publika mit einem literarischen Aufputz versehen. Alle diese werden als die wirklich selbstvollen Künstler von der großen Menge geschätzt, die immer einen Inhalt jenseits der Sichten verlangt, und für die die Welt erst da beginnt, wo der Körper aufhört.</p> <p>HUGO V. TSCHUDI.</p>
2. Montag	2. Mittwoch	
3. Dienstag	3. „Morgen“	
4. Mittwoch	4. Heft 20	
5. „Morgen“	4. Freitag	
6. Heft 22	5. Sonnabend	
7. Freitag	6. Sonntag	
8. Sonnabend	7. Montag	
9. Sonntag	8. Dienstag	
10. Montag	9. Mittwoch	
11. Mittwoch	10. „Morgen“	
12. „Morgen“	10. Heft 21	
13. Freitag	11. Freitag	
14. Sonnabend	12. Sonnabend	
15. Sonntag	13. Sonntag	
16. Montag	14. Montag	
17. Dienstag	15. Dienstag	
18. Mittwoch	16. Mittwoch	
19. „Morgen“	17. „Morgen“	
20. Heft 24	18. Heft 23	
21. Freitag	19. „Morgen“	
22. Sonnabend	19. Heft 24	
23. Sonntag	20. Freitag	
24. Montag	21. Sonnabend	
25. Dienstag	22. Sonntag	
26. Mittwoch	23. Montag	
27. „Morgen“	24. Dienstag	
28. Heft 25	25. Mittwoch	
29. Freitag	26. „Morgen“	
30. Sonnabend	26. Heft 25	
31. Sonntag	27. Freitag	
32. Montag	28. Sonnabend	
33. Dienstag	29. Sonntag	
34. Mittwoch	30. Montag	
35. „Morgen“	31. Dienstag	
36. Heft 30	32. „Morgen“	

Zu beziehen durch jede Buchhandlung sowie durch den Verlag
MARQUARDT & CO., BERLIN W.56, Eislebenerstrasse 14

Heft 50 Pfennig, vierteljährlich Mk. 6.—, jährlich Mk. 20.—.
PROBENUMMERN gratis und franko auf Wunsch zugesandt

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses **Carl Neuburger,**

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.

— An- und Verkauf von Grundstücken —

9—4 Uhr.

BERLIN
DER KAISERHOF

DAS GRÖSSTE UND SCHÖNSTE LUXUS-HOTEL DER WELT

GRAND RESTAURANT KAISERHOF

GRILLROOM KAISERHOF

FESTSÄLE KAISERHOF

GROSSE HALLE KAISERHOF FIVE O'CLOCK-KONZERT 4—6.

Nervenschwäche der Männer
Austührliche Prospekte
mit gerichtl. Urteil u. arztl. Gutachten
gegen Mk. 0,50 für Porto unter Couvert
Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Salò am Gardasee

Italien — Riviera

Hotel-Pension Villa-Halkyone

früheres Heim des Dichters Otto Erich Hartleben

Vornehme Familienpension

Pensionspreis v. 7.— Lire an

Prachtvoller grosser Garten

P. P. Liebe

Verfasser der „Seelen-Aristokraten“ etc. zeigt an, dass er Charakter, Innenleben, die Psychologie der Persönlichkeit aus ihrer **Handschrift** erforscht. Distinguierte Praxis seit 1890. Kombinierte Original-Methode. Die grosszügigen, lebendigen Seelen-Analysen des Entdeckers der **Psychographologie** unterscheiden sich streng von alltäglichen Handschriftenurteilungen. Massgebende, ausführliche Anerkennungen aus den Kreisen der Intelligenz. Moderne Menschen, die mehr eine Sehnsucht nach Erkenntnis reizen als der Kitzel der Sensation mühen **brieflich** anfragen. Sie empfangen frei und unverbindlich: die **Bedingungen** für Charakterbeurteilungen und intensiv anregende Broschüre.
Adr.: P. P. Liebe, Schriftsteller, Augsburg i.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Herbst- u. Winterkur!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Woche von 31. 60.— ab.

**„Sanatorium
Zackental“**
(Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreibersbau, Id. II.

Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhstation)

für chronische innere Erkrankungen, neurosthenische u. Rekonvaleszenten-Zustände, Diätetische, Brunnen- u. Erziehungskuren.
Für Erholungssuchende, Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte, nebelfreie, nachts sehr ruhige, herrliche Lage. Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres Dr. med. Bartsch, dirig. Arzt daselbst oder Administration in
Berlin S. W., Mörkertstr. 118.

RENOFAG

RENAULT FRERES - AUTOMOBIL

AKTIENGESELLSCHAFT

BERIN W. 8,

Mohrenstrasse 23.

RENAULT-

der beste und zuverlässigste

REISEWAGEN

RENAULT-

der geräuschloseste und eleganteste

STADTWAGEN

Zweigniederlassung in Frankfurt a. Main.

Vertreter in allen grösseren Städten.